

Gott in den Genen

Wie die Wissenschaft
den Glauben erklärt

Axel Milberg



Tatort-
Ermittler im
Beichtstuhl

Peter Tauber



Politiker mit
Punkrock-
Faible

Markus Majowski



Comedian
mit Gott-
vertrauen

Liebe Leserin, lieber Leser!

Tausende Facebook-Nutzer haben vor einigen Wochen ihr Profilbild geändert. Sie haben es durch einen arabischen Buchstaben, ٥, ersetzt. Mit diesem Buchstaben hatten zuvor Anhänger der Terror-Gruppe ISIS die Häuser von Christen in Mossul markiert. Das Ziel: Die Vertreibung aller Christen. Lebten einst 35.000 Christen in der irakischen Stadt, sind gerade mal eine Handvoll von ihnen im biblischen Ninive übrig geblieben.



Auch Michael Diener, der Vorsitzende der Deutschen Evangelischen Allianz, beteiligte sich an der Facebook-Initiative. Dazu schrieb er: „Mein verändertes Profilbild soll zeigen:

Ich bin auch einer von denen, die mit diesem Jesus unterwegs sind und ich leide mit meinen Schwestern und Brüdern, die um ihres Glaubens willen verfolgt werden.“

Es steht außer Frage, dass islamistische Gewalt, wie sie von ISIS ausgeht, eine Bedrohung für Hunderttausende ist. Anhänger von ISIS sind zudem in allen sozialen Netzwerken vertreten, twittern und posten Grausamkeiten und erreichen breite Massen. Welcher Social-Media-Strategien sie sich dabei bedienen, erklärt unser Redakteur Daniel Frick ab Seite 33.

Für Michael Diener ist dennoch klar, dass nicht Muslime generell gewalttätig und menschenverachtend sind. Einen Beitrag darüber, wie die Verständigung zwischen Menschen unterschiedlicher Religionen funktionieren kann, finden Sie ab Seite 16.

Eine Herzenssache

Aber egal, was sie glauben – wie kommt es, dass einige Menschen überzeugt sind, dass es einen Gott gibt, während andere dessen Existenz vehement abstreiten? Dazu haben wir Neurowissenschaftler und Religionssoziologen befragt und erfahren: Glauben ist eine Herzenssache. Warum genau das so ist, lesen Sie ab Seite 6.

Nun wünsche ich Ihnen viel Freude beim Lesen. Und viel Ermutigung durch Glaubensvorbilder wie die Unternehmer Klaus Jost oder Ricky de Haas, mit denen wir für diese Ausgabe des Christlichen Medienmagazins pro gesprochen haben.

Es grüßt Sie herzlich

Christoph Irion



Inhalt	2
Meldungen	4
Leserbriefe	45
prost!	51

GESELLSCHAFT

Titel: Gottes Spuren in Genen und Gehirn	
Warum wir glauben	6
Titel: „Vergebung ist der Königsweg“	
Psychiater Raphael Bonelli im Interview	10
„Der Volker, der ist ein Freund“	
Unterwegs mit einem Schaustellerpfarrer	12
Für ein Ende der Gewalt gegen Frauen	
Impuls von Publizistin Maria von Welser	15
Alle unter einem Dach	
Kann interreligiöser Dialog funktionieren?	16
Den Glauben demonstrieren? Warum nicht!	
Eine Kolumne von Wolfram Weimer	29

proKOMPAKT

Bleiben Sie jede Woche auf dem Laufenden! Unser pdf-Magazin proKOMPAKT liefert Ihnen jeden Donnerstag die Themen der Woche auf Ihren Bildschirm.

Durch die ansprechend gestalteten Seiten erhalten Sie schnell einen Überblick. Links zu verschiedenen Internetseiten bieten Ihnen weitergehende Informationen.

Bestellen Sie proKOMPAKT kostenlos!

www.proKOMPAKT.de | Telefon (06441) 915 151



40



24



26

Intersport-Chief und überzeugter Christ: Klaus Jost



16

POLITIK UND WIRTSCHAFT

„Volker Beck rate ich zu Demut“

CDU-Generalsekretär Peter Tauber über Gleichstellung, Glaube und Banderfahung 20

Alles, nur kein Möchtegern

Gott in der Biker-Szene 24

Der Läufer am Limit

Das bewegte Leben von Intersport-Chief Klaus Jost 26

„Deutschland kann mehr tun“

Der Menschenrechtsbeauftragte der Bundesregierung über Glaubenskriege weltweit 30

MEDIEN

#HashtagInDerKrise

Der Propaganda-Kampf von ISIS auf Twitter 33

Der Dschihadist von nebenan

Wie Robert Baum ein Radikaler wurde 36

Smartphone und Fernbedienung

Die neue Art fernzusehen 38

„Der Fernseher tritt in den Hintergrund“

Was es mit „Social TV“ auf sich hat 40

Wenn sich die Tatort-Gemeinde versammelt

Kultsendung und Quotenhit – und nicht wenig Religion 42

PÄDAGOGIK

Wer nicht hört, muss lesen

Bibelstudium 2.0 46

Keine Kindheit wie bei Astrid Lindgren

Ein Besuch in der ComputerSpielSchule 48

KULTUR

Mit Bratsche und Fahrrad gegen Menschenhandel

Konzerte für Gerechtigkeit 52

Musik, Bücher und mehr

Neuerscheinungen kurz rezensiert 54

IMPRESSUM



christlicher
medienverbund
kep

Herausgeber Christlicher Medienverbund KEP e.V.

Postfach 1869 | 35528 Wetzlar

Telefon (0 64 41) 9 15 151 | Telefax (0 64 41) 9 15 157

Vorsitzende Margarete Hühnerbein | Geschäftsführer Christoph Irion

Redaktionsleitung Stefanie Ramsperger | Redaktion Moritz Breckner,

Nicolai Franz, Daniel Frick, Elisabeth Hausen, Anna Lutz, Norbert Schäfer,

Martina Schubert, Jörn Schumacher, Jonathan Steinert, Dr. Johannes Weil,

Swanhild Zacharias

E-Mail info@pro-medienmagazin.de | kompakt@pro-medienmagazin.de

Lesertelefon (0 64 41) 9 15 171 | Adressverwaltung (0 64 41) 9 15 152

Anzeigen Telefon (0 64 41) 9 15 167 | anzeigen@pro-medienmagazin.de

Internet www.pro-medienmagazin.de

Satz/Layout Christlicher Medienverbund KEP

Druck Dierichs Druck+Media GmbH & Co KG, Kassel

Bankverbindung Volksbank Mittelhessen eG | Kto.-Nr. 40983201, BLZ 51390000 |

IBAN DE73513900000040983201, BIC VBMHDE5F

Beilage Israelreport (16 Seiten)

Titelfoto Brightside, lightstock

Luther-Leben wird Musical

Nach dem Erfolg des Pop-Oratoriums „Die 10 Gebote“ widmet sich das Duo Dieter Falk und Michael Kunze nun Martin Luther. Am Reformationstag 2015 wollen sie das neue Stück in Dortmund uraufführen. „Luther“ soll die Grundanliegen der Reformation anhand der Person Martin Luther erzählen, sodass auch Kirchenferne einen Zugang zum Thema finden, heißt es in einer Vorankündigung der Produktion. Dazu setzen Falk und Kunze auf Altbewährtes. Wie schon bei den „10 Geboten“ können sich Chöre und Einzelpersonen für die Mitwirkung bewerben. Insgesamt 2.000 Sängerinnen und Sänger werden gesucht – eine Konfessionszugehörigkeit ist ausdrücklich nicht Voraussetzung zum Mitmachen. Bis März können sich Interessierte anmelden, die Proben beginnen im April. | ANNA LUTZ



Foto: Creative Kirche

Ein neues „Luther“-Musical entsteht: Sängerinnen und Sänger, die mitmachen wollen, können sich jetzt anmelden



USA: Weniger Scheidungen

31 Prozent der amerikanischen Ehen werden geschieden. Das ist weniger als angenommen, fand die Ehe- und Beziehungsberaterin Shaunti Feldhahn heraus. Jahrelang ging man in den USA von 50 Prozent aus. „Die 50-Prozent-Rate war eine Projektion aus den 70er Jahren, als die Forscher das Ansteigen der Scheidungen feststellten, als sich die Scheidungsgesetze änderten. Aber die Scheidungsrate ist gefallen. Wir sind nie auch nur annähernd bei 50 Prozent gewesen“, zitiert das Nachrichtenportal livenet.ch die Forscherin. Noch tiefer liegt die Scheidungsrate bei amerikanischen Christen. Von den regulären Kirchgängern ließen sich 15 bis 20 Prozent scheiden, sagt Louis Harris, die ebenfalls auf dem Gebiet forscht. In Deutschland halten die Ehen heute zwar insgesamt länger als bei früheren Erhebungen, jedes dritte Paar trennt sich aber, zeigt eine Untersuchung des Statistischen Bundesamtes. Paare, die sich im Jahr 2013 scheiden ließen, waren durchschnittlich 14 Jahre und 8 Monate verheiratet. 20 Jahre zuvor dauerte eine Ehe durchschnittlich 11 Jahre und 7 Monate. Eine Untersuchung über die Scheidungsrate unter Christen liegt für Deutschland bislang nicht vor. | SWANHILD ZACHARIAS

Drei Fragen an **Max Raabe**

Mit Musik im Stil der 20er und 30er Jahre machte sich Max Raabe im In- und Ausland einen Namen. Der 51-jährige Bariton war Messdiener und im Kirchenchor, besuchte ein katholisches Internat und schätzt Gotteshäuser.

Sind Sie ein gläubiger Mensch?

Ich bin gläubiger Christ. Wobei ich sagen muss, dass sich der Gottesdienstbesuch auf ein sträfliches Maß reduziert hat. Ich schieb' das ein bisschen auf den unsteinen Lebenswandel. Aber ich sehe, dass andere, die einen ähnlichen Beruf ausüben, das hinbekommen. Im Grunde bleibt das schlechte Gewissen. In Berlin gibt es aber verschiedene Pfarreien, in die ich gerne gehe. Ich experimentiere mich so von Gemeinde zu Gemeinde, bis ich die richtige gefunden haben, in die ich immer gehen kann.

Sie haben einmal gesagt, Ihr Beruf sei ein Geschenk. Betrachten Sie Ihr Talent als eine Gabe Gottes?

Auf jeden Fall. Deswegen wird man von mir nie Worte wie Stolz hören. Ich bin dankbar, dass ich so beschenkt bin, dass ich mit dem, was mir Freude macht, mein Geld verdienen kann. Natürlich ist das auch anstrengend, man muss was dafür tun – aber es gibt ja viele Leute, die sehr viel tun und trotzdem nicht weiterkommen. Dieses Quäntchen, dass es doch was wird, ist das Geschenk, und darauf kann ich mir nichts einbilden.

Was sind Ihre kirchenmusikalischen Lieblingsstücke?

Ich mag die mittelalterliche Kirchenmusik sehr gern. Das alte Notenbild und die gregorianischen Gesänge fand ich immer sehr beeindruckend – aber vor allem als Ausführender, weil momentan leider zu viel dummes Zeug geliefert wird von Leuten, die herumreisen, sich als Mönche verkleiden oder, wenn es noch schlimmer kommt, sogar welche sind. Ich finde das fremd. Und natürlich führt kein Weg an Bach vorbei, auch wenn er Protestant ist. Die schönsten Kirchenlieder kommen aus der protestantischen Ecke, das muss man sagen. | **TOBIAS WILHELM**



Foto: Gregor Hohenberg/Palast-Orchester

Max Raabe: Der Sänger dankt Gott für sein musikalisches Talent



Foto: RTL / Axel Kirchhof

Starkoch im Knast: Steffen Henssler muss Kritik für seine aktuelle Show „Henssler hinter Gittern“ einstecken

„Henssler hinter Gittern“ in der Kritik

Der Sender RTL wird für die Show „Henssler hinter Gittern“ kritisiert. Starkoch Steffen Henssler bringt darin elf Inhaftierten das Kochen bei, um ihnen Perspektiven für die Zeit nach der Haft aufzuzeigen. Der Präsident des Landeskriminalamts Niedersachsen, Uwe Kolmey, hält eine Resozialisierung durch Massenmedien für unangebracht. Er Sorge sich um die Signale, die damit an Familienangehörige und Opfer der Täter gesendet würden. Die Delikte der Show-Teilnehmer reichen von Diebstahl bis hin zu Raub mit Todesfolge. Für Rechtsanwalt Ingo Friedrich, Mitglied bei der Initiative „Christ und Jurist“, steht die mediale Aufmerksamkeit im Gegensatz zum Prinzip des Freiheitsentzugs, der im besten Falle zu echter Reue führen sollte: „Der Schwerekriminelle wird zu einer skurrilen Berühmtheit und könnte dies geradezu als eine Art Belohnung empfinden.“ RTL wies die Kritik an der Sendung zurück. Diese biete den Inhaftierten die Chance auf Resozialisierung. Es gehe nicht darum, ihnen eine Bühne zu bieten, sagte Sprecherin Anke Eickmeyer. Auch eine andere RTL-Sendung, die Erziehungs-Show „Super-Nanny“, war vor kurzem in die Kritik geraten. Das Verwaltungsgericht Hannover hatte geurteilt, dass die Sendung die Menschenwürde der darin gezeigten Kinder verletzt habe. | **SWANHILD ZACHARIAS**

„Ich kann begeisterter
Wissenschaftler sein
und trotzdem begeistert
gläubig!“ *Michael Blume*

Gottes Spuren in Genen und Gehirn

Die Wissenschaft blickt auf die Religion herab und hält sie für überholt? Weit gefehlt. Gerade in der Hirnforschung ist eine spannende Suche nach Gott im Gange. | **VON MORITZ BRECKNER**

Was passiert, wenn man Christen und Atheisten Psalm 23 lesen lässt, und dabei ihre Hirnaktivität misst? Genau das wollten Wissenschaftler der Heinrich-Heine-Universität in Düsseldorf herausfinden. Sie wählten zwölf Probanden aus, sechs von ihnen Atheisten, sechs aktive Mitglieder einer evangelischen Freikirche. Die Versuchspersonen sollten immer wieder Psalm 23, einen Kinderreim und die Gebrauchsanleitung für eine Telefonkarte vorlesen, während die Wissenschaftler mit einem bildgebenden Verfahren ihre Hirnströme beobachteten. Das Ergebnis, vereinfacht ausgedrückt: Lesen die Christen Psalm 23, löste dies deutlich andere Reaktionen im Gehirn aus als das Lesen der Gebrauchsanleitung oder des Reimes. Die Gläubigen konnten die Bibelworte „Der Herr ist mein Hirte“ in der ungewohnten Situation auf sich beziehen und konkret Bekräftigung in ihrem Gottesglauben erfahren, unterschiedliche Gehirnregionen waren aktiv. Die Gehirnströme der Christen unterschieden sich bei Psalm 23 klar von denen der Atheisten, die keinen persönlichen Bezug zum Text hatten.

Das Experiment gilt als wichtige Etappe der relativ jungen Neurotheologie, einer aus den USA stammenden Fachrichtung, die den Zusammenhang zwischen Religiosität und neuronalen Vorgängen erforschen will. Dabei wird auch immer wieder debattiert, ob Gott bewiesen oder widerlegt werden kann. Ist dies inzwischen gelungen? Der Religionswissenschaftler Michael Blume unterrichtet an den Universitäten von Köln und Jena und gilt als einer der führenden Experten für das Themenfeld in Deutschland. Die Gottesfrage selbst bleibe offen, sagt er. Ein von allen akzeptiertes Forschungsergebnis gibt es noch nicht, erklärt er: „Die Religionskritiker behaupten, wenn wir verstünden, wie religiöse Erfahrungen im Gehirn entstehen, dann sei Gott widerlegt. Andere meinen, gerade die Fähigkeit des Gehirns, reale religiöse Erfahrungen zu machen, sei ein Hinweis auf den Schöpfer.“ Blume sieht bereits in der Annahme, dass Gott wie eine wissenschaftliche Hypothese untersucht werden könne, ein Missverständnis. „Man kann nicht Gott in eine Formel einfügen und ihn für widerlegt erklären, wenn sich die Formel auch irgendwie ohne ihn lösen lässt“, erklärt er. Dies geschehe sowohl auf religionskritischer wie -freundlicher Seite, habe aber nichts mit reflektiertem religiösen Glauben zu tun. „Gerade in der Hirnforschung beobachten wir, dass Religiosität eine Beziehungserfahrung ist. Menschen glauben nicht an Gott, weil ihr Weltbild sonst eine Lücke hätte.“ Gläubige Menschen fühlten eine Verbindung zu Gott und eine Geborgenheit im Gebet: „Wissenschaftler sehen die Glaubenserfahrung, aber nicht Gott.“

Gene zum Gebet seit der Geburt

Menschen haben schon immer an höhere Wesen geglaubt, an Götter, Engel oder Ahnen. „Wir kennen keine Gesellschaften, in denen überhaupt nichts geglaubt wird, zu keinem Zeitpunkt der Geschichte“, sagt Blume. Doch woher kommt aus evolutionswissenschaftlicher Perspektive gesehen der Glaube? „Heute ist erwiesen, dass religiöse Menschen entwicklungstechnisch gesehen Vorteile haben – sie bekommen im Durchschnitt mehr Kinder, leben gesünder und sind glücklicher“, erklärt Blume. Dies geht für Deutschland und die USA aus verschiedenen Studien hervor, unter anderem vom Institut der deutschen Wirtschaft in Köln. Manche Forscher folgerten daraus, dass die Evolution Gott und Transzendentes als nützliche Illusion erfunden habe, um dem Menschen bessere Bedingungen mit auf den Weg zu geben. Religionskritiker, wie der britische Atheist Richard Dawkins („Der Gotteswahn“), bezeichnen den Glauben als einen Virus, der die Menschen befallen habe: „Der Glaube ist in der Lage, Menschen derart zu gefährlichem Wahnsinn zu treiben, dass er sich in meinen Augen als Geisteskrankheit darstellt.“ Eine Krankheit jedoch bringt dem Menschen keine Vorteile, sondern schadet ihm. „Das ist in sich nicht schlüssig“, sagt Blume, „denn warum sollte ein ‚Fehler‘ so erfolgreich sein? Da kommt man schnell in Widersprüche.“

Widersprüche sieht an dieser Stelle auch Henning Freund, Professor für Religionspsychologie an der Evangelischen Hochschule Tabor in Marburg. Religion nur aus Sicht dieser Vorteile zu bewerten, sei paradox. „Wenn Menschen nur um des Vorteils willen glauben, kann das als extrinsisch (von außen her) motivierter Glaube verstanden werden“, erklärt er. Wahrer Glaube entsteht jedoch nicht durch äußere Anreize, sondern eine innere Entwicklung. Die Forschung habe gezeigt, dass der Glaube, der von äußeren Anreizen motiviert sei, eigentlich mit negativen gesundheitlichen Aspekten verbunden sei. Der Glaube entwickle seinen Nutzen nur als Effekt, und nicht in der Absicht, einen Vorteil zu erlangen. „Es ist wie bei vielen Dingen“, erklärt Freund, „wenn wir sie unbedingt haben wollen, wie zum Beispiel Glück, dann verflüchtigen sie sich.“

Fest steht, dass in jedem Menschen von Geburt an gewisse „Glaubensgene“ vorhanden sind, vergleichbar mit genetischen Vorprägungen zur Musikalität. Um mehr über diese Vorprägung zu erfahren, haben Wissenschaftler so genannte Zwillingsstudien zur Religiosität durchgeführt. Befragt wurden Zwillinge, die getrennt voneinander aufwuchsen. Das Ergebnis: Ihr Grad

an Religiosität ist ähnlich ausgeprägt, die Veranlagung zu Glauben hat eine Vererblichkeit zwischen 40 und 60 Prozent. Wie sich Religiosität im späteren Leben ausprägt, hängt dann stark mit dem sozialen Umfeld zusammen. Aufgrund von Verhaltensstudien an Kindern spricht die Wissenschaft vom Menschen als „intuitivem Theisten“, also als einem Wesen, das aus seiner natürlichen Anlage heraus eine Affinität zum Glauben hat. Die Verhaltensstudien hierzu sind umfangreich. Bittet man Kinder zum Beispiel, die Funktion von Wolken zu beschreiben, so erklärten die meisten, dass die Wolken dafür da seien, dass es regne. „Sie nehmen automatisch an, dass hinter bewegten Dingen ein Wille steht“, sagt Blume. Studien, die eine selbstver-

ständige Annahme des Übernatürlichen zeigen, gibt es zur Genüge. Der Wissenschaftler berichtet: „Kinder haben, was ja auch Jesus sagt, noch einen ganz direkten Zugang zu religiöser Erfahrung.“ Bei einem anderen Experiment wurden Kinder in einem Raum mit einer Geschenkbox zurückgelassen und aufgefordert, die Box erst zu öffnen, wenn die Mutter zurück in den Raum komme. Die Kinder konnten sich meist nicht zurückhalten und öffneten die Box. Erzählte man den Kindern jedoch, dass auf einem Stuhl im Raum eine unsichtbare Prinzessin säße, hielten sie sich eher zurück. Instinktiv nahmen die Kinder also an, beobachtet zu werden. Eine Siebenjährige habe den Stuhl abgetastet, und als nichts zu fühlen war, die Box geöffnet.

„Entschiedene Atheisten kritisieren unsere Forschungen längst am lautesten, weil die Ergebnisse nicht in ein reduziertes Weltbild passen.“ *Michael Blume*



Die DNS jedes Menschen enthält „Glaubensgene“ – ob und wie sie ihre Potenziale entfalten, hängt von Faktoren wie der Sozialisation ab – die freie Entscheidung, zu glauben, hat jeder!

Der intuitive Theismus ist, das zeigen die Forschungsergebnisse der Wissenschaftler, weit mehr als das Vorhandensein eines „Gottesmoduls“ im Gehirn oder in den Genen, das für den Glauben zuständig sei. „Das ist eher wie bei Musik und Tanz, da wirken auch Dutzende, wenn nicht Hunderte Faktoren zusammen“, erklärt Blume. Und wie bei der Musikalität hängt es vom Umfeld eines Kindes ab, ob sich die unterschiedlich stark vorhandene Veranlagung zu einem „Talent“ entfaltet. „Wenn Eltern mit ihren Kindern beten oder sie, wenn sie das möchten, mit in den Gottesdienst nehmen, dann entwickelt sich das vorhandene Glaubenspotenzial oft weiter“, sagt Blume. Finde umgekehrt keine religiöse Erziehung statt, so sei es unwahrscheinlicher, dass die Personen später in gesteigertem Maße gläubig seien – „so wie aus kaum einem, der als Kind nicht geübt hat, ein Geigen-Virtuose wird“.

Gibt es Menschen, die nicht glauben können?

Kann es dann vor Gott als Ausrede dienen, zu wenige „Glaubensgene“ und keine christlichen Eltern gehabt zu haben? Keinesfalls, sagt der Neurowissenschaftler Raphael Bonelli. Die genetische Veranlagung sei nur die eine Seite der Medaille. Die andere sei die Vernunft. „Zwischen diesen beiden Polen ist das Herz. Das ist die Entscheidungsmitte des Menschen. Jeder Mensch hat ein Herz und deswegen ist jeder Mensch im Grunde frei.“ Die Entscheidung, ob ein Mensch an Gott glauben wolle oder nicht, treffe jeder in seinem Herzen. (s. Interview, S. 8) Bonelli sagt: „Man kann niemanden zum Glauben zwingen.“ Genauso hat aber jeder die freie Entscheidung darüber, dies zu tun.

Michael Blume erklärt, dass auch Personengruppen mit sozialen Einschränkungen wie Autismus oder Asperger-Syndrom in Glaubensdingen nicht benachteiligt seien. Zwar hätten diese es generell schwerer als andere, einen Zugang zum Glauben zu finden. Aber auch hier fänden Menschen zu Gott: „Es gibt sehr unterschiedliche Zugänge zu Gott“, sagt Blume, „manche fühlen sich durch rationale Predigten angesprochen, andere eher durch spirituelle Gottesdienste. Unsere unterschiedlichen



pro VIDEO

Warum glauben wir an Gott?
Drei Experten geben in Videos Antworten auf die Fragen der pro-Redaktion.

Interview mit dem Psychiater und Psychotherapeut Raphael M. Bonelli
bit.ly/bonelli-video

Interview mit dem Professor für Religionspsychologie Hennig Freund
bit.ly/freund-video

Interview mit dem Religionswissenschaftler Michael Blume
bit.ly/blume-video





Weitere Videos auf unserem Videokanal
bit.ly/proVideo

Veranlagungen öffnen verschiedene Zugänge, sperren aber niemanden aus.“ Blume ergänzt: „Das bewahrt uns vielleicht auch vor Hochmut, uns auf den eigenen Glauben viel einzubilden.“ Ist der Glaube in jedem Fall von Gott geschenkt, hat der Mensch biblisch gesehen keinen Einfluss auf seine Errettung? „Ich vertrete eine vermittelnde Position“, sagt Blume. „Der Glaube ist eine Gabe, aber wir müssen dieses Geschenk auch annehmen.“ ■

Anzeige

...und der
**Alltag
bleibt
zu Hause!**

- Weite genießen
- Vielfalt schmecken
- Seele auftanken

- Natur entdecken
- Menschen begegnen
- Kinderprogramm erleben
- Völlig neu gestaltet

Bitte Jahresprogramm anfordern!





Allgäu-Weite
Christliches Gästehaus

87477 Sulzberg-Moosbach
Tel: 08376/92 00-0
www.allgaeu-weite.de



Der Neurowissenschaftler Raphael M. Bonelli ist sich sicher: Ob ein Mensch an Gott glaubt oder nicht, ist seine freie Entscheidung. Glaube lässt sich nicht auf eine Gehirnregion reduzieren

Foto: pro

pro: Herr Bonelli, was ist der Unterschied zwischen Seele und Psyche?

Raphael M. Bonelli: Den Begriff Seele verwenden wir in der Medizin gar nicht. Aristoteles sieht als Seele das Lebensprinzip des Körpers. Es gibt einen toten Körper, den Leichnam. Dann gibt es einen lebendigen, beseelten Körper, den Leib. Wenn ich Ihnen in die Augen schaue, und ich sehe mit meinen Augen in Ihre Augen, dann berühren sich unsere Seelen, weil wir einander so begegnen. Ich kann Ihre Seele nur wahrnehmen über Ihren Körper, Ihre Leiblichkeit. Der Mediziner hat die Aufgabe, den materiellen Teil dieses beseelten Körpers zu heilen. Psyche ist griechisch und heißt auch „Seele“, aber im allgemeinen Sprachgebrauch wird der Begriff Psyche eher für die Befindlichkeit eines Menschen verwendet. Hat er genug geschlafen? Hat er genug gegessen? Hat er einen Konflikt? Dazu brauche ich nicht den Begriff der unsterblichen Seele.

Wann sollte ein Christ zum Seelsorger, wann zum Psychiater gehen?

Der Seelsorger trägt Sorge für die unsterbliche Seele. Der Psychiater sorgt für das psychische Wohlbefinden, das heißt, für die Befindlichkeit, für eine horizontale Ausrichtung. Die transzendente Ausrichtung hat der Seelsorger. Der repräsentiert ein Glaubenssystem und gibt Zeugnis, bei einem Christen also von Jesus Christus. Das ist seine Botschaft. Der Psychiater oder Psychotherapeut hingegen hat keine Botschaft in dem Sinn, sondern eine Technik, die er verkauft. So, wie der Schuster auch eine Technik anbietet. Die Patienten kommen zum Psychiater mit einem speziellen Auftrag und kaufen sich seine Expertise.

Das ist ein großer Unterschied, weil der Seelsorger ja nicht gekauft wird, sondern von Gott gesendet ist.

Viele Christen fürchten, der Psychiater oder Psychotherapeut macht ihnen den Glauben abspenstig. Ist die Furcht berechtigt?

Es gibt eine lange Tradition von Feindseligkeiten zwischen der Psychiatrie und der Psychotherapie einerseits und der Religion andererseits. Häufig kommen Patienten zu mir, die wirklich Angst haben, dass ich ihnen den Glauben nehmen wolle. Oder dass die Psychiatrie etwas Feindseliges ist. In der Vergangenheit war es auch so. Sigmund Freud und auch seine Schüler empfinden Religion als Krankheit. Das heißt, wenn ein religiöser Patient zum Arzt geht, seine Beschwerden schildert und sagt: „Ich bin religiös“, dann sagt der Arzt: „Ja, ja. Das kriegen wir schon hin.“ Das ist ein echtes Problem. Deswegen muss ein Patient, der einen Psychiater oder Psychotherapeuten aufsucht, schauen, ob das jemand ist, der sich den Grenzen seiner Wissenschaft bewusst ist. Jemand, der respektvoll umgeht mit Dingen, die jenseits dieser Grenze liegen, wie zum Beispiel die Religion. Wenn das nicht der Fall ist und der Psychiater Religion als Krankheit umdeutet, dann würde ich keine Therapie machen.

Können Sie aus Sicht der Neurowissenschaften erklären, wie Glaube funktioniert?

Viele Menschen überschätzen die Neurowissenschaft und glauben, man kann dort alles erklären. Unter anderem, wie die Liebe funktioniert, welche Gehirnregionen da angeschaltet werden müssen. Ganz besonders skurril wird es aus meiner Sicht, wenn man versucht, den ganzen Glauben anhand einer Gehirnregion

einzuordnen. Das hat bereits Franz Josef Gall im 19. Jahrhundert versucht, indem er allen Hirnregionen eine spezielle Funktion zugeschrieben hat, eben auch die Liebe und die eheliche Treue und so weiter. Das greift aber zu kurz. Der Mensch als Ganzes liebt Gott. Er liebt ihn nicht nur mit seinem Gehirn. Ganz sicher liebt er ihn nicht nur mit einer bestimmten Gehirnregion. Wir können letztlich den Menschen nicht ganz erklären. Der Glaube lässt sich nicht auf eine Gehirnregion fixieren oder reduzieren.

diene mich der Religion, statt dass ich der Religion diene. Gerne stellen sich dann Menschen auch als Pseudo-Heilige vor. Da geht es gar nicht mehr um Gott, sondern um sich selbst. Es ist aber nicht der Glaube, der neurotisch macht, sondern es ist der Neurotiker, der den Glauben verdreht.

Sie sind Christ und Wissenschaftler. Wie passt das zusammen?

Christ zu sein ist nicht meine wissenschaftliche Methode bei der Untersuchung der menschlichen Psyche und auch nicht meine

„Vergebung ist der Königsweg“

Raphael M. Bonelli ist Psychiater und Psychotherapeut. Der Neurowissenschaftler erforscht an der Sigmund Freud Privatuniversität Wien Fragen an der Schnittstelle von Gehirn und Psyche. Im Interview erklärt er, wie Glaube funktioniert und warum er auch krank machen kann. | **DIE FRAGEN STELLTE NORBERT SCHÄFER**

Ist es eine willentliche Entscheidung, ob wir glauben oder uns dem Glauben gegenüber verschließen?

Der Mensch hat viele Gefühle, eben Bauchgefühle. Die nimmt er sehr stark wahr und die prägen ihn auch auf eine gewisse Weise. Das ist das, was auch genetisch festgelegt ist, zum Beispiel ob einer ein Choleriker oder ein Melancholiker ist. Der Kopf dagegen ist die rationale Stellungnahme zu dem, was das Bauchgefühl darstellt. Der Kopf fragt also: „Ich habe das und das Gefühl. Was sagt denn die Vernunft dazu? Ist das vernünftig oder nicht? Ist es nützlich oder nicht?“ Zwischen den beiden Polen ist das Herz. Das ist die Entscheidungsmittel des Menschen. Jeder Mensch hat ein Herz, und deswegen ist jeder Mensch im Grunde frei. Jeder hat eine Grundsehnsucht nach Gott. Das ist die, die im Bauchgefühl verankert ist. Vom Bauchgefühl her möchte jeder Mensch, wenn er mal 13 oder 14 Jahre alt ist, irgendwann heiraten, Kinder bekommen, eine Familie gründen, und er hat auch eine gewisse Grundreligiosität. Wer religiös erzogen wurde, hat dieses Koordinatensystem im Kopf. Letztlich treffe ich eine Entscheidung: Ja, ich will glauben. Oder: Nein, ich will nicht glauben. Diese Entscheidung trifft der Mensch im Herzen. Man kann niemanden zum Glauben zwingen.

Wie wichtig ist das Konzept von Vergebung für die psychische Gesundheit?

Vergeben und sich vergeben lassen sind sehr wichtig für die psychische Gesundheit. Wer nicht vergibt, verbittert. Die Verbitterungsstörung ist die, die leider erst vor 15 Jahren entdeckt worden ist und die rasend um sich greift. Immer mehr Menschen verbittern, immer mehr Menschen hadern mit ihrem Schicksal, mit der scheinbaren Ungerechtigkeit, mit der sie leben müssen. Der Königsweg da heraus ist die Fähigkeit, zu vergeben. All dieses Böse, mit dem man konfrontiert wird, dort zu lassen und im Frieden damit abzuschließen. Leichter ist es, wenn der andere um Vergebung bittet. Die große Kunst ist zu vergeben, wenn nicht um Vergebung gebeten wird.

Kann der Glaube auch krank machen?

Jemand, der neurotisch gestrickt ist, sich immer um sich selbst dreht, wird auch seine eigene Religiosität „ichhaft“ leben. Das heißt, ich nutze Religion für mich, für meinen Vorteil. Ich be-

psychotherapeutische Methode. Ich verwende den Glauben nicht als Therapie, sondern ich verwende meine Technik als Therapie und bin aber als Mensch ein religiöser Mensch, ein Christ.

Welche Auswirkungen haben Ihrer Ansicht nach die modernen Massenmedien auf die Psyche des Menschen?

Dieses ständige online sein, dieses Ich-muss-meine-E-Mails-abrufen, Ich-muss-eine-SMS-schreiben, Ich-bin-gar-nicht-mehr-ganz-in-einem-Gespräch-sondern-ich-bin-parallel-noch-irgendwo-anders, dieses ständige Multi-Tasking tut dem Menschen nicht gut. Ganz besonders tut es den menschlichen Beziehungen nicht gut. Die Menschen definieren einen Freund als jemanden, mit dem sie über Facebook verbunden sind. Echte Freundschaft wird immer oberflächlicher. Deshalb verflüchtigen sich auch Partnerschaften immer mehr. Weil nicht mehr die Kraft da ist, sich existenziell zu stellen und in Demut einen Fehler zuzugeben, weil man in dieser Multimedia-Online-Gesellschaft schnell ausweichen kann und ganz schnell in die Anonymität hinuntersinken kann. Das halte ich für hochproblematisch.

Wie beurteilen Sie es, wenn etwa auf Facebook Privates öffentlich gemacht wird?

Ich glaube, es ist nicht ungefährlich, wenn Menschen heute kein Gefühl mehr für Intimität entwickeln. Vor allem in der Arbeit mit jungen Menschen muss ich immer häufiger klarstellen, was man veröffentlichen kann und was nicht. Die Menschen sehen die Veröffentlichung von jeglicher Intimität als Ehrlichkeit, Offenheit und Spontanität an und haben oftmals gar kein Verständnis für das Intime, das nur mir gehört. Umgekehrt werden häufiger Menschen übergriffig in dem Sinn, dass sie plötzlich Dinge fragen, die sie so überhaupt nichts angehen. Wo sie dem anderen zu nahe rücken, und der merkt das gar nicht mehr. Das Gefühl für die richtige Distanz bröckelt. Da geht uns etwas verloren – auch durch die Selbstdarstellungen im Internet. Ich merke die Defizite von Menschen, die einerseits sofort die Intimität mit jedem teilen, aber andererseits nicht beziehungsfähig sind. Eine innige Beziehung bedeutet, du bist was Besonderes. Das ist etwas Exklusives. Auch eben dieses gemeinsame intime Bewahren ist etwas sehr Gesundes zwischen zwei Menschen, weil es Vertrauen schafft. Das ist im Schwinden begriffen. ■



Fotos: pro

Volker Drewes ist mit ganzem Herzen dabei, wenn es um „seine“ Schausteller geht

„Der Volker, der ist ein Freund“

Volker Drewes ist Pfarrer und liebt seine Gemeinde. Der muss er aber immer hinterherfahren. Und seine Gottesdienste hält er zwischen Autoscooter und „Wilder Maus“. Ein Tag mit einem Schaustellerpfarrer. | VON SWANHILD ZACHARIAS

Noch stehen die Fahrgeschäfte still und die meisten Buden sind verrammelt. Ein LKW rollt langsam auf den Festplatz. Mit viel Getöse werden Teile für ein Karussell abgeladen. Einige Schausteller platzieren schon Plüschtiere und Plastikspielzeug in ihren Auslagen. Kinder knattern auf Bobbycars über den Asphalt. Am folgenden Tag wird hier im hessischen Lauterbach der Prämienmarkt eröffnet.

Volker Drewes sitzt mittendrin auf einer Bierbank und schaut dem Treiben zu. Der Lärm stört ihn nicht. „Mir macht die Arbeit einfach nur Spaß. Ich muss davon nicht abschalten“, sagt er.

Der 61-Jährige ist Schaustellerpfarrer. Seit 18 Jahren besucht er die Schausteller, Zirkusleute und Puppenspieler auf den Festplätzen im Gebiet der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck. Er nennt sie seine „reisende Gemeinde“. Wie viele Mitglieder es genau sind, kann er nicht sagen. In ganz Deutschland

gebe es wohl um die 20.000 evangelische Schausteller, die in deren jeweiligem Reisegebiet von einem Pfarrer betreut werden.

Der Dienst in der Schausteller- und Zirkusseelsorge macht eigentlich nur zehn Prozent von Drewes Arbeit aus. Zu 90 Prozent ist er als Klinikpfarrer in seiner Heimatstadt Bad Hersfeld angestellt. An den Abenden und Wochenenden leistet er ehrenamtlich aber viel mehr als diese zehn Prozent. Denn er ist nicht nur in seinem Reisegebiet unterwegs, das bis in die Randregionen von Nordrhein-Westfalen reicht. Er reist „seinen“ Schaustellern auch hinterher. Über die Jahre haben sich enge Kontakte entwickelt. Steht eine Taufe, Hochzeit oder Beerdigung an, dann verlangen die Schausteller oft nach „ihrem“ Pfarrer. Einen Pfarrer „vor Ort“ und eine feste Kirchengemeinde haben Schausteller nicht. Die meiste Zeit des Jahres ziehen sie in ihrem jeweiligen Gebiet von Rummelplatz zu Rummelplatz. Also bringt Dre-

wes die Kirche zu ihnen. Den Kontakt zu ihnen zu halten, ist ihm sehr wichtig: „Damit sie wissen, dass die Kirche sich um sie kümmert und sie nicht vergessen sind.“ Zum Geburtstag erhält jedes Gemeindemitglied eine handgeschriebene Karte. Und in der Weihnachtszeit kümmert er sich besonders um sie. „Die erste Adventswoche bin ich ständig unterwegs. Ich fahre von einem Weihnachtsmarkt zum anderen, um meine Schäfchen noch ein letztes Mal im Jahr zu sehen“, sagt Drewes. 80 Familien besucht er dann in dieser Woche, jede bekommt einen Adventskalender. Bei diesen Besuchen erfährt er auch außerordentliche Termine fürs folgende Jahr wie zum Beispiel Taufen und Hochzeiten. „Ich muss also immer mit meinem Timer und meinem Weihnachtspaket rumlaufen“, erzählt der Schaustellerpfarrer mit dem Vollbart.

„Viehmarkt und Pfarrhaus – das passt!“

Taufen sind seine Spezialität. „Da bin ich fast Weltmeister. Ich habe immer mehr Taufen als Bestattungen“, sagt er und lacht. „Guten Morgen Emil“, grüßt er kurz darauf einen kleinen, blonden Jungen, der auf einem Bobbycar vorbeifährt. Der war vor nicht allzu langer Zeit sein Täufling.

Die Schaustellerei begleitet Drewes schon sein ganzes Leben lang. Er ist quasi auf einem großen Volksfest aufgewachsen, der Vater war auf dem Wilbaser Markt im Kreis Lippe für die Logistik zuständig. Als Drewes als junger Erwachsener sein Theologiestudium in Göttingen begann, dachte er jedoch nicht daran, beruflich mit der Schaustellerei zutun zu haben. Er nahm eine ganz normale Pastorenstelle bei Kassel an. Zehn Jahre war er dort Gemeindepfarrer. Die Schausteller und Zirkusleute liefen ihm trotz allem immer wieder über den Weg. „Ich habe die Pfarrstelle im Oktober angetreten, und hinter dem Pfarrhaus war gerade ein Volksfest zu Ende gegangen. Da dachte ich mir: Viehmarkt und Pfarrhaus – das passt!“

Also besuchte er das fahrende Volk jedes Mal, wenn es auf dem Festplatz hinter seinem Pfarrhaus eintraf. „Ich habe sie als Gemeindeglieder begrüßt. So wie das ein Gemeindepfarrer machen sollte“, sagt er.

Dann baten die Schausteller, dass er sie auch an anderen Orten besuchen sollte. Manchmal tat der Vollblutpfarrer das auch. Das Reisevirus hatte ihn infiziert. „Und auf dem Kirchentag 1981 in Hamburg hatte ich nur Augen für den Stand der Zirkus- und Schaustellerseelsorge“, erinnert sich Drewes. Der damalige Schaustellerpfarrer der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) bot ihm sogar an, einzusteigen ins Geschäft. Aber Drewes blieb seiner Gemeinde treu. Schließlich hatte er die Stelle gerade erst angetreten. „Ich bin also bei meiner Gemeinde geblieben. Aber ich habe der Reisetätigkeit immer nachgetrauert.“

Berufung statt Beruf

Zehn Jahre später zog er mit seiner Familie nach Bad Hersfeld und wurde dort Klinikpfarrer. Wieder begegnete er Schaustellern. Diesmal änderte das sein Leben. Es sei fast wie ein Déjà-vu gewesen: Bei seiner Ankunft in der neuen Stadt war das älteste Volksfest Deutschlands, das Lullusfest, gerade in vollem Gange. „Das war der Aufhänger“, erinnert sich der Pfarrer und lächelt. Mit dem neuen Job hatte er endlich mehr Zeit. „An den Wochenenden konnte ich jetzt zu meinen Schaustellern fahren“, sagt er. Die EKD begrüßte sein Engagement: Erst übernahm Drewes die Schaustellerseelsorge ehrenamtlich. Ab 1996 durfte er zehn Prozent seiner Klinikstelle darauf verwenden. Seitdem sei er „offiziell installiert“, so nennt er es.

Mittlerweile habe er erkannt, dass dieser Beruf für ihn eine Berufung sei. Vielleicht, weil sich die Begegnungen mit Schaustellern wie ein roter Faden durch sein ganzes Leben ziehen und die Liebe für diese reisende Gemeinde nie abgerissen ist.

Seine Aufgabe erfüllt er deshalb mit ganzem Herzen: „Ich kann den Menschen etwas geben, was sie brauchen: Liebe.“ Bis heute fühle sich das fahrende Volk rastlos und nicht genügend anerkannt. Das will Drewes ändern. „Wir als Kirche sagen: Ihr seid wichtig. Wir brauchen euch. Ihr seid Gott genauso wichtig wie jeder andere Mensch.“ Dann fällt ihm noch etwas ein: „Es ist doch das Schönste, was es gibt, wenn man einem Menschen berufsmäßig sagen kann: ‚Du bist mir wichtig.‘“ Wenn er in den Ruhestand geht, will er deshalb auch weiter machen. Dann kann er zu hundert Prozent für seine „reisende Gemeinde“ da sein.

Leben auf dem Rummelplatz – viele Schausteller sind das von klein auf gewohnt



„Die Religion ist eher eine archaische“

Der LKW fährt wieder dröhnend vorbei und hält an. Man kann kaum sein eigenes Wort verstehen. „Muss das sein?“, ruft Drewes. Und dann noch: „Moin, Chef!“, zu dem Fahrer. Ein kleines blondes Mädchen taucht hinter dem Transporter auf. „Hallo Marie“, begrüßt der Pastor sie: „Wir haben uns ja letztes Wo-



Foto: Denis Apel, wikipedia (CC BY-SA 3.0)

An die „Wilde Maus“ hat Drewes traurige Erinnerungen. Den Bruder des Achterbahn-Inhabers musste er vor kurzem beerdigen

chenende gar nicht gesehen. Aber nachher dann!“ Lachfältchen umspielen seine Augen als er erklärt: „Die Marie, die hab ich letztes Jahr auch getauft.“

Überhaupt bekommt er sehr viel mit vom Leben jedes einzelnen Schaustellers. Sie erzählen ihm das, was sie bewegt und fragen um Rat. Sogar danach, ob der Kauf eines neuen Karussells sinnvoll sei. Denn: „Du kennst unsere berufliche Situation.“ Ärger mit der Schwiegermutter oder Probleme mit den Kindern stehen genauso auf der Tagesordnung. Natürlich geht es auch um den christlichen Glauben. Den zu vermitteln, ist Drewes das größte Anliegen. Schausteller seien im tiefsten Innern sehr religiös, aber nicht immer im kirchlichen Sinne: „Die Religion ist eher eine archaische.“ Viele hätten starke Traditionen und seien oft recht konservativ, was Werte und Traditionen betrifft. Drewes weiß auch, warum: „Ein Schausteller ist immer existenziell herausgefordert. Außerdem lebt er nur vom Augenblick, ist selten lange an einem Ort.“ Die äußere Beweglichkeit verlange innerlich einen festen Standort.

Eine „höhere Instanz“ spielt bei den allermeisten Schaustellern eine große Rolle: Wenn das Wetter schlecht ist und die Geschäfte nicht laufen, dann müsse dafür jemand Höheres verantwortlich sein. Und Drewes, als Pfarrer mit dem direkten Draht zu Gott, wird dann schon mal die Schuld für die Einbußen gegeben. „So einfach sind das Leben und der Glaube aber nicht. Dieses Denken muss ich dann manchmal aufbrechen“, beschreibt er seine Aufgabe.

„Du sprichst unsere Sprache“

Oft gelingt ihm das in Extremsituationen und im Leid. Drewes erinnert sich an einen Vorfall aus dem vergangenen Jahr. „Der Bruder der ‚Wilden Maus‘ dort hinten ist letztes Jahr nach einer Transportfahrt plötzlich tot zusammengebrochen“, sagt er trau-

rig und meint den Bruder des Betreibers der kunterbunten Achterbahn, die am anderen Ende des Festplatzes weithin sichtbar aufragt. Der Mann sei erst 27 Jahre alt gewesen. Dessen erstes Kind hatte Drewes getauft. Etwa 1.000 Trauergäste seien zur Beerdigung erschienen und jeder habe sich gefragt, wie Gott das zulassen könne. „Meine Aufgabe war, das auszuhalten und zu formulieren, was hinter dem Leid steckt.“



Foto: Schulz-Design, fotolia

Zum Schaustellerjob gehört es auch, Emotionen zu verkaufen. Zum Beispiel durch Lebkuchenherzen

Die Art, wie Drewes mit der Situation umgegangen ist, kam an. Viele Schausteller aus Norddeutschland riefen ihn danach an, wenn sie einen Trauerfall in der Familie hatten und sagten: „Du hast damals genau unsere Sprache gesprochen.“

Drewes möchte in das Leben seiner reisenden Gemeinde hineinsprechen, das geprägt ist von Unbeständigkeit, Konkurrenzkampf und Existenzangst. Schausteller seien übrigens sehr emotionale Menschen, bemerkt der 61-Jährige. „Jeder Rummelplatz ist ein Sammelsurium von Gefühlen“, sagt er. Zum Job der Schausteller gehöre es, Emotionen zu vermitteln und zu verkaufen. Deshalb schwanke die Gefühlslage bei ihnen selbst innerhalb eines Tages oft von „himmelhochjauchzend bis hin zu Tode betrübt“.

Wie eine große Familie

Drewes kennt die Schaustellerseele und scheint genau zu wissen, was sie braucht. Kirche und christlichen Glauben will er dem fahrenden Volk in seiner besonderen Lebenssituation erfahrbar und lebendig machen. „Gott ist erst einmal fremd. Aber wenn ich ihnen deutlich mache, dass unser christlicher Glaube trägt und das Heil in Jesus liegt, dann nehmen sie das auch an“, ist seine Erfahrung.

Dann sagt er noch, dass Schausteller eine große Familie seien und sich auch immer um das Wohl ihres Pfarrers sorgten. Als er einmal nach einem Gottesdienst an einem sehr heißen Tag in der Sonne saß, schenkten sie ihm einen Hut. „Ich trage keinen Hut“, sagte er daraufhin. „Bei dieser Hitze wäre das für dich aber ganz angebracht“, antwortete einer der Anwesenden und stülpte ihm einen Strohhut über.

Drewes ist Teil dieser Großfamilie. Später am Tag trifft er auf den Betreiber eines der größten Schaustellerbetriebe Hessens. Der legt seinen Arm um Drewes und sagt: „Der Volker, der ist eigentlich gar kein Pfarrer. Der ist ein Freund.“ ■

„White Ribbon“:
Mit diesem
Zeichen wollen
Männer weltweit
gegen Gewalt an
Frauen demons-
trieren

Für ein Ende der Gewalt gegen Frauen

Macht führt zu Gewalt. Und das schon im eigenen Zuhause mancher Menschen. Dies muss ein Ende haben, denn Gewalt ist eine zutiefst unchristliche Handlung. | EIN KOMMENTAR VON MARIA VON WELSER

In Indien wird alle 22 Minuten eine Frau vergewaltigt. In Afghanistan zwingen Männer ihre Frauen unter die Burka, Mädchen wird die Bildung verwehrt und die Männer in der Regierung reden über Steinigung als Strafe. Im Ost-Kongo tragen seit 15 Jahren die Milizen und Rebellen ihren Kampf um die Bodenschätze auf den Körpern der Frauen und Kinder aus. Das sind nur drei Schauplätze in dieser Welt, wo Gewalt gegen Frauen an der Tagesordnung ist.

Drei der schlimmsten Beispiele. Nach einer UN-Liste sind das die Länder, in denen es am gefährlichsten ist, als Frau geboren zu werden. Was ist da los in dieser Welt, warum diese Gewalt? Eine stetig anwachsende Gewalt, wie alle Hilfsorganisationen vor Ort leider feststellen müssen. Gewalt, die immer von Männern ausgeht. Egal ob als Vergewaltiger, als Schläger zuhause oder als Träger einer Waffe, die er auch wieder gegen Frauen richtet.

Gewalt ist eine zutiefst unchristliche Handlung, immerhin sprach Jesus davon, seinen Nächsten zu lieben wie sich selbst. Aber stimmt es denn überhaupt, dass Gewalt und Kriege männlich sind? Dass Frauen quasi das friedfertige Geschlecht sind?

Zig Wissenschaftler haben sich mit diesem Thema auseinandergesetzt. Am besten gefällt mir dabei die Antwort von Erich Fromm, dem Psychologen und klugen Denker, auf diese Frage. Er hält es für „absurd“, dass ein überschüssiges Hormon, nämlich Testosteron, beim Mann zu Aggressionen führe. In seiner spannenden Untersuchung „Anatomie der menschlichen Destruktivität“ sieht er die Ursachen für die Entstehung von Kriegen und Gewalt in dem komplexen System patriarchaler Herrschaft, das durch Ausbeutung charakterisiert ist. Die Prinzipien der Kontrolle, der Herrschaft über Natur, über die Sklaven, Frauen und Kinder seien dabei die Ursache.

Die Über-Macht der Männer ist es also, die zur Gewalt führt. Was können Frauen dagegen setzen? Die Gleichheit der Geschlechter muss hergestellt werden! Auf allen Ebenen. Nicht ohne Grund haben die wütenden Französinen und Franzosen bei ihrer berühmten Revolution „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ gefordert. Elisabeth Selbert hat in Deutschland mit zwei anderen Politikerinnen – alle aus unterschiedlichen

Parteien – mühevoll den Gleichberechtigungs-Paragrafen Nummer 3 in unserem Grundgesetz durchgesetzt. Weil sich die Frauenorganisationen in Deutschland erhoben und mit Streik und Wahlverweigerung gedroht hatten.

Gewalt gegen deinen Nächsten ist eine unsägliche Attacke. Es beginnt aus meiner Sicht mit der Ohrfeige des Vaters oder der Mutter gegenüber dem Kind. Egal, was es vermeintlich angestellt hat. Es ist kleiner, schwächer, hilflos. Und muss diese Ohrfeige nicht nur körperlich ertragen, sondern auch emotional verarbeiten. Die geliebten Eltern schlagen mich – kann ich ihnen dann noch vertrauen?

Die häusliche Gewalt spielt sich aber überwiegend zwischen Ehemännern und ihren Frauen ab. Auch hier: Der Stärkere vergeht sich – in den meisten Fällen – am Schwächeren. Schlägt, tritt, und greift womöglich zu Messer oder anderen Waffen. Lange Jahre des Kampfes der deutschen Frauen hat es gedauert, bis der erzwungene Geschlechtsverkehr in der Ehe richtig benannt wurde: nämlich eine Vergewaltigung. Und bis diese Vergewaltigung jetzt endlich auch ein Straftatbestand ist.

Das ist in der Gewaltdebatte weltweit ein wichtiger Punkt: Gewalt muss angezeigt und bestraft werden. Darf nicht unter den Tisch fallen oder aus Scham verdrängt werden. Das gilt für die vergewaltigten Frauen in Indien ebenso wie für die Tausenden Opfer im Ost-Kongo. Für die misshandelten Frauen in Afghanistan, für die genitalverstümmelten Mädchen und Frauen weltweit und für die Opfer in Bosnien. Vor allem aber: Gewalt muss öffentlich gemacht werden. Publiziert, gesendet, gefilmt, gedruckt. Wie jetzt in London geschehen, als sich die Schauspielerinnen Angelina Jolie gegen die weltweiten Vergewaltigungen von Frauen in Kriegen und Krisen positioniert hat und ein Ende und Umdenken der verantwortlichen Politiker fordert. Gut so, und: weiter so. Gewalt muss ein Ende haben. ■



Maria von Welser war als Journalistin unter anderem beim Münchener Merkur, beim Bayerischen Rundfunk, ZDF-Studienleiterin in London, zehn Jahre Leiterin von ML Mona Lisa sowie sieben Jahre Direktorin beim NDR-Landesfunkhaus Hamburg. Ehrenamtlich engagiert sie sich neben anderen bei UNICEF.

Alle unter einem Dach

Überall in der Republik tun sich Christen, Muslime und Juden zusammen, um religiösen Hass und Vorurteile zu überwinden. Doch nicht jeder ist ein Freund des Interreligiösen Dialogs. Erst recht nicht, wenn er Geld kosten soll. | VON ANNA LUTZ UND JONATHAN STEINERT

Die Ziegelsteine schon in der Hand: (v.l.) Pfarrer Gregor Hohberg, Rabbi Tovia Ben Chorin und Imam Kadir Sanci wollen in Berlin ein gemeinsames Gebetshaus für Juden, Muslime und Christen ins Leben rufen



Foto: Lia Darjes

Der Petriplatz in Berlins Mitte wirkt so öde und verlassen wie die Sahara in der Mittagshitze. Bis auf 35 Grad ist das Thermometer an diesem Samstag geklettert. Bagger, Lattenzäune und aufgeschütteter Sand brutzeln in der Sonne. Baustellen sind in der Hauptstadt allgegenwärtig, doch hier, zwischen Hotels, alten DDR-Plattenbauten und dem über alles erhabenen Fernsehturm, soll in den kommenden Jahren etwas weltweit Einzigartiges entstehen: Ein gemeinsames Lehr- und Gebetshaus für Juden, Muslime und Christen, das „House of One“. Sogar Atheisten sollen dort willkommen sein. Aber noch ist es nicht so weit.

Der aufgeschüttete Sand und die Grabungen gehören zu anderen Bauprojekten. Erst 2015 sollen für den großen Traum von Rabbi Tovia Ben Chorin, Pfarrer Gregor Hohberg und Imam Kadir Sanci hier die Bagger rollen. Dann ist die Grundsteinlegung geplant. 44 Millionen Euro wollen die Initiatoren – die Jüdische Gemeinde zu Berlin, das Abraham Geiger Kolleg, das Forum für Interkulturellen Dialog und die Evangelische Kirchengemeinde St. Petri - St. Marien – für den Bau ausgeben. Entstehen soll ein schlichtes, kastenförmiges Haus in Sandsteinfarbe ohne Prunk und Protz, in dem jede Religion ihren eigenen Gebetsraum hat. In der Mitte, dem Kuppelsaal, wollen die Gläubigen einen Begegnungsort einrichten. Hier soll über den Glauben gesprochen, diskutiert und informiert werden. „Jeder hat seinen eigenen Gebetsraum, getrennt voneinander, um zu zeigen, dass wir die Religionen nicht vermischen wollen. Zugleich gibt es den Willen zum Miteinander“, erklärt Pfarrer Hohberg die Idee, die der Architektur und dem Projekt zugrunde liegt. Getrennt und doch miteinander. So soll Interreligiöser Dialog in Berlin ein neues Gesicht bekommen.

Islam = Gewalt, Christentum = Wischiwaschi

Doch was genau ist Interreligiöser Dialog? Wer redet da mit wem worüber? „Der Dialog findet zwischen religiösen Menschen statt, nicht zwischen Religionen“, sagt Ilona Klemens. Sie ist in Frankfurt am Main evangelische Pfarrerin für Interreligiösen Dialog. Und sie betont immer wieder, wie wichtig es ist, Beziehungen zu Andersgläubigen zu pflegen, Vertrauen aufzubauen und sich kennenzulernen – um Vorurteile und Ängste abzubauen und sich bei allen Unterschieden akzeptieren zu können. Allzu oft würden pauschale Vorstellungen über eine Religion über einzelne ihrer Anhänger gestülpt. So neigten Christen dazu, im Islam eine Nähe zur Gewalt zu sehen, sie hielten ihn für rückschrittlich und frauenfeindlich, beobachtet Klemens. Muslime unterstellten Christen wiederum oft, dass diese sie nur missionieren wollten, dass sie an mehrere Götter glaubten und ihren Glauben nicht richtig ernst nähmen. Der Dialog soll helfen, solche Vorurteile aus dem Weg zu räumen und dazu beitragen, dass sich Menschen unterschiedlichen Glaubens in Frieden begegnen, miteinander ins Gespräch kommen und sich auch gemeinsam gesellschaftlich engagieren.

Dafür initiierte Klemens 2009 in Frankfurt den Rat der Religionen, dessen Geschäftsführerin sie ist. Als Pfarrerin gehört das zu ihrem Beruf, die Vertreter der Muslime, Juden, Sikh, Buddhisten, Hinduisten, Baha'i und Mormonen bringen sich ehrenamtlich in den Rat ein. Das Gremium versteht sich als politische, nicht als religiöse Organisation. Ziel ist es, eine gemeinsame Stimme in der öffentlichen Diskussion zu erheben. So hat

der Rat eine Stellungnahme zur Beschneidung abgegeben, auch wenn diese nicht einstimmig ausfiel. Derzeit arbeiten die Mitglieder an einer Positionierung zum Burkaverbot. Aber auch gesellschaftliche Themen wie Klinikseelsorge oder der Verkauf von ökologischen und fair gehandelten Produkten beschäftigen den Rat. „Dabei nehmen wir sehr ernst, dass wir verschieden sind“, sagt Klemens. Die Mitglieder und Gemeinden feiern zusammen und grüßen sich gegenseitig zu den jeweiligen religiösen Festen. Doch gemeinsame Gebete oder Gottesdienste gibt es nicht.

Dialog bei Tee und Koranversen

Unter der filigran verzierten Kuppel der Frankfurter Abubakr-Moschee hocken 75 Schüler einer zehnten Jahrgangsstufe im Kreis



Ilona Klemens ist evangelische Pfarrerin für Interreligiösen Dialog in Frankfurt am Main

auf dem Boden – evangelische und katholische Religionsschüler sowie eine Ethikklasse, auch Muslime sind dabei. Der Teppich ist mit blau-gelb-orangen Ornamenten versehen, die Wände sind gekachelte. Stühle stehen im Gebetsraum nur an der hinteren Wand – für die Alten, die sich beim Gebet nicht mehr auf den Boden beugen können. In gut zwei Meter hohen Schuhregalen vor dem Raum düstet die Fußbekleidung der Jugendlichen in der sommerlichen Hitze vor sich hin. Ein Angehöriger der Gemeinde erklärt, wie die Moschee aufgebaut ist und was Muslime glauben. Der Imam rezitiert Koranverse, die in ihrer deutschen Übersetzung Psalmtexten ähneln. Die Schüler stellen viele Fragen zum Verhältnis von Männern und Frauen, zum Kopftuch, zum Fasten. Anschließend gibt es für die Gäste noch Gebäck und stark gesüßten heißen Tee mit frischer Minze. „Dass wir hier zu Essen und zu Trinken bekommen, obwohl gerade Ramadan ist, ist etwas Besonderes“, erklärt Klemens den Schülern. Sie hat den Kontakt zur Moscheegemeinde hergestellt und begleitet die Schüler und ihre Lehrer bei diesem Besuch. Zuvor waren sie in einer Synagoge und in einer evangelischen Kirche.

Vorurteile gegenüber anderen Religionen erlebt Klemens eher bei Erwachsenen als bei der jungen Generation. Die Jüngeren sind mit einer größeren kulturellen und religiösen Vielfalt aufgewachsen. Aber Klemens stellt fest, dass bei Schülern die Bin-



Foto: pro

Schüler beim Besuch einer Moschee: Gebäck, Kopftücher und Ramadan

dung an Religion immer weiter abnimmt. Sie wüssten oft so gut wie nichts, auch nicht über die eigene Religion. Oder sie seien Atheisten und hätten gegen jegliche Religion Vorbehalte. Regelmäßig geht sie mit einer muslimischen und einer jüdischen Partnerin in Schulen, um dort über ihren jeweiligen Glauben aufzuklären und respektvolles Miteinander vorzuleben. „Es kommt weniger darauf an, was wir sagen. Es ist viel wichtiger, wie wir als Team miteinander umgehen.“

Als Klemens 2003 die Pfarrstelle für Interreligiösen Dialog übernahm, bekam sie anfangs viel Kritik, anonyme Briefe und auch Hassmails mit persönlichen Beleidigungen. Sie sei naiv, nehme Probleme nicht ernst und mache sich zum Helfershelfer der Islamisierung. Auch ihre muslimischen Kollegen wurden von radikalen Muslimen wegen ihres Engagements bedroht. Mittlerweile haben sich die interreligiösen Netzwerke in Frankfurt etabliert. Ihre Arbeit werde nicht mehr infrage gestellt, sagt Klemens. Dabei seien die Früchte kaum messbar, weil vieles auf zwischenmenschlicher Ebene ablaufe. Ihr Beruf ist Klemens ein Herzensanliegen, eine Aufgabe, die sie als ganzen Menschen fordert. „Man muss den Dialog selber führen und leben“, sagt sie. Daraus sind auch Freundschaften entstanden. Ihre beste Freundin ist Muslima und Klemens ist „Patin“ von deren

Tochter. Ihren eigenen Glauben versteht Klemens selbst als einen, von dem andere wissen sollen, der etwas bewirken will. Mit ihrem Leben möchte sie zeigen, was Gott für die Menschen möchte: Frieden, Würde, Gerechtigkeit. „Dafür gebe ich Zeugnis. Wenn andere davon ergriffen werden, freue ich mich natürlich. Aber ich muss auch akzeptieren, wenn jemand diesen Weg nicht mitgeht.“

Crowdfunding bisher erfolglos

Klemens' Kollegen in Berlin finden für ihr neues interreligiöses Projekt bislang nur wenige Unterstützer. Seit Anfang Juni versuchen Hohberg und seine Mitstreiter, das Geld für das „House of One“ per Crowdfunding zusammenzubekommen. Ende Juli hatten gerade einmal knapp 600 Menschen ihre Spende zugesagt. Aber nicht einmal ein Prozent der Baukosten wäre damit gedeckt. Und das, obwohl das Presseecho auf die Bekanntgabe des Bauvorhabens erstaunlich stark und positiv war. Rund um die Welt berichteten Medien über die einzigartige Idee aus Deutschland. Hohberg sagt: „Wir glauben, dass das auch etwas mit der aggressiven religiösen Stimmung, die derzeit weltweit herrscht, zu tun hat. Wir sind ein Gegenpol. Die Sehnsucht nach einem guten Miteinander der Religionen ist groß. Wir müssen nun noch einen Weg finden, dieses Interesse in Spendertätigkeit umzumünzen.“

Vielleicht hat die Zurückhaltung auch damit zu tun, dass nicht alle die Idee verstehen. Warum überhaupt ein gemeinsames Haus, wenn die Religionen doch getrennt voneinander bleiben? Kirchen, Moscheen und Synagogen in direkter Nachbarschaft findet man in Berlin an jeder Straßenecke. „Unser Haus ist für mich ein wenig wie eine WG. Wir leben zusammen. Jeder hat sein Zimmer, aber es gibt die Küche, in der man sich trifft und Gemeinschaft hat“, erklärt Imam Kadir Sanci. Doch was, wenn Konkurrenzdenken zwischen den Gläubigen aufkommt? Immerhin ist es doch göttlicher Auftrag von Christen und Muslimen, Menschen für ihre Religion zu begeistern. Pfarrer und Imam machen sich an Erklärungsversuche: Ein allmächtiger Gott habe auch den Andersglaubenden geschaffen, sagt Sanci. Offenbar habe er also ein Interesse am Zusammenleben von Muslimen, Christen und Juden. „Dass die ganze Welt islamisch wird, gehört keineswegs zu meinen Zielen. Diese Intentionen verstehe ich als ein Einmischen in Gottes Angelegenheit“, führt er fort. Hohberg gibt sich ebenfalls entspannt: „Mission ist für mich das Werben für die Schönheit eines Lebenskonzeptes. Das tue ich, indem ich meinen Glauben lebe. Die Menschen, die auf der Suche sind, müssen ihren Weg finden, auch wenn sie drei unterschiedliche Antworten darauf vorfinden.“ Das mögen manche tolerant nennen. Vielen Gläubigen könnte es aber auch zu sorglos sein.

„Jesus sagt, er ist die Wahrheit. Das dürfen wir nicht komprimieren, den Standpunkt der Wahrheit dürfen wir nicht aufgeben“, meint zum Beispiel Horst Pietzsch, Referent des Arbeitskreises für Migration und Integration der Deutschen Evangelischen Allianz. Er ist kein Freund von institutionalisierten Formen des Interreligiösen Dialogs. Das Anliegen findet er „sehr edel“, aber „idealistisch“. An der Sinnhaftigkeit des Unterfangens hat er Zweifel – daran, ob das, „was sich die Religionsführer ausdenken“, auch „an der Basis“ ankommt. „Im Interreligiösen Dialog lernen sich Menschen kennen und

sie verstehen sich, es wird viel Toleranz geübt. Aber was geschieht in den Koranschulen und im Religionsunterricht? Wie wird da das Christentum repräsentiert?“ Den Islam nimmt er nicht als dialogbereite und tolerante Religion wahr, während die Bibel Toleranz gegenüber anderen lehre. Der westliche Lebensstil widerspreche der Ethik des Islam. Außerdem seien in

„Jesus sagt, er ist die Wahrheit. Das dürfen wir nicht komprimieren, den Standpunkt der Wahrheit dürfen wir nicht aufgeben.“

muslimisch geprägten Kulturen Staat und Religion eng miteinander verwoben, sodass man Politik und Religion zusammen diskutieren müsste, um dem Islam im Dialog gerecht zu werden.

Das sieht Pfarrerin Klemens anders: Gerade die Trennung von Religion und Staat sei eine ideale Rahmenbedingung für Interreligiösen Dialog. Eine säkulare Demokratie wie Deutschland biete dafür beste Voraussetzungen. Wenn Religionsfreiheit herrsche, könnten sich Angehörige verschiedener Religionen auch auf Augenhöhe begegnen.

Aber diese freiheitliche, westliche Gesellschaft sei für viele Migranten ungewohnt, sagt Pietzsch. Er stellt bei seinen Besuchen in Asylunterkünften immer wieder fest, dass gerade Flüchtlinge oft völlig unvorbereitet nach Deutschland kommen

und hier einen Kulturschock erleben. Das führe dazu, dass sie sich weiter in ihre eigene Kultur zurückziehen. Pietzsch sagt: „Es würde mehr bringen, darüber zu reden, welchen Verhaltenskodex alle Menschen einhalten sollten, um religiöses Leben zu gestalten.“ Statt den Dialog zu formalisieren, sucht Pietzsch die Begegnung an der Basis. Er möchte durch seine Arbeit andere Christen dialogfähig machen, ihnen helfen, über ihren Glauben zu sprechen und Berührungspunkte zu Andersgläubigen abzubauen. Diese dürften nicht nur als „religiöse Objekte“, sondern als ganze Menschen wahrgenommen werden. Damit steht er dem Anliegen Klemens' gar nicht so fern. Denn dass Interreligiöser Dialog ganz wesentlich auf Beziehungen basiert, gehört zum Selbstverständnis ihrer Arbeit. Je besser und vertrauensvoller das Verhältnis zueinander ist, desto offener und ehrlicher die Gespräche, sagt Klemens.

Vertrauen im Miteinander ist beim Berliner „House of One“ keine Selbstverständlichkeit. Es fällt auf, dass im Organisationsteam weder Katholiken noch eine Moscheegemeinde mit am Tisch sitzen. Stattdessen ist das der Gülen-Bewegung nahestehende Forum für Interreligiösen Dialog Partner auf muslimischer Seite. In Deutschland gebe es niemanden, der den Islam an sich repräsentieren könne, erklären Hohberg und Sanci. Zudem sei das Forum erfahren in Fragen des Interreligiösen Dialogs. Deshalb habe man sich für diesen Partner entschieden – obwohl auch der Verband DITIB Interesse bekundet habe, alleiniger muslimischer Partner zu sein. Kritik an der Gülen-Bewegung, der manche Sektiererei vorwerfen, weisen die beiden Männer entschieden zurück: Man arbeite wunderbar zusammen und habe sich zuvor gut informiert. Wenn das Gespräch auf die katholischen Geschwister kommt, wird hingegen schnell klar, dass Interreligiöser Dialog bei weitem nicht die einzige Baustelle in Fragen des Miteinanders unterschiedlicher Gläubiger ist: „Wenn wir uns erst innerchristlich an einen Tisch gesetzt und versucht hätten, alle Konfessionen zusammenzubringen, dann hätte es das Projekt wahrscheinlich nie gegeben“, sagt Hohberg. Die Türen für Katholiken stünden aber offen, wenn sie mitarbeiten wollten. ■

Anzeige

Nachwuchsjournalistenpreis

Der Christliche Medienverbund KEP e.V. schreibt einen Nachwuchsjournalistenpreis 2015 aus. Prämiiert werden journalistische Beiträge, die in vorbildlicher Weise

- jüdisch-christliche Werte und Kultur als Grundlage der Menschenrechte aufzeigen
- überzeugende Beispiele von gelebtem Christsein thematisieren
- Bibel, christlichen Glauben und Kirche ins öffentliche Gespräch bringen

Preisgeld: 1.500 Euro

Teilnahmebedingungen:

- Der Beitrag wurde zwischen 1. Januar und 30. Oktober 2014 in einem säkularen, deutschsprachigen Medium (Print/TV/Radio/Online) veröffentlicht
- Höchstalter des/der Bewerbers/in bei der Veröffentlichung: 28 Jahre
- Maximal zwei Beiträge pro Bewerber/in

Bitte schicken Sie uns Ihre Beiträge mit einer kurzen Erläuterung und Ihrem Lebenslauf bis zum 31. Oktober an:

Christlicher Medienverbund KEP | Steinbühlstraße 3 | 35578 Wetzlar | medienpreis@kep.de | +49 (0) 64 41 / 915 166 | kep.de/home/medienpreis

„Volker Beck rate ich zu Demut“

Der erst 39-jährige CDU-Generalsekretär Peter Tauber gilt als erzkonservativ in Lebensrechtsfragen, als Fan von Schwarz-Grün im Bund und als Politiker, der sich für die Gleichstellung von Homosexuellen einsetzt. pro hat den Hessen gefragt, wie das alles zusammenpasst – und wie er's mit dem Glauben hält. | **DIE FRAGEN STELLTE ANNA LUTZ**

pro: Herr Tauber, Sie könnten fast ein Grüner sein ...

Peter Tauber: Da würde ich mich aber nicht wohl fühlen. Wie kommen Sie darauf?

Sie sind ein versierter Netzpolitiker, im Grunde ständig online und plädieren für viel Freiheit im Internet. Sie stehen für die Gleichstellung Homosexueller ein, zugleich sind Sie in Lebensrechtsfragen geradezu erzkonservativ. Und Sie stehen wie kein anderer in der Union für Schwarz-Grün im Bund.

Zunächst mal bin ich in netzpolitischen Fragen meilenweit entfernt von den Grünen. Meine Äußerungen zu Schwarz-Grün sollten Sie nicht überhöhen. Ich habe immer gesagt, dass ich mir eigentlich eine Koalition mit den Liberalen wünsche. Sicherlich bin ich aber durch meine Heimat Hessen geprägt – und da machen wir das gemeinsam mit den Grünen ganz gut. Entscheidend sind immer noch die Inhalte.

Ihre Liebe wird wohl nicht erwidert. Volker Beck erklärte jüngst: „Die Union muss noch einen weiten Weg gehen, um im 21. Jahrhundert anzukommen.“

Herr Beck ist ein äußerst streitbarer Kollege. Wir sind uns an vielen Stellen nicht einig. Ich rate ihm zu einer christlichen Tugend: Demut. Die Grünen müssen ebenfalls liefern, damit sie für uns als Koalitionspartner in Frage kommen.

Über Liebe, Leben und Sterben

An mancher Stelle kann man das Gefühl haben, die CDU näherte sich ihrerseits den Grünen an. Ein jüngeres Zitat von Ihnen aus dem Spiegel lautet: „Wenn etwa Partner in einer gleichgeschlechtlichen Beziehung Verantwortung füreinander übernehmen und in einer eheähnlichen Gemeinschaft leben wollen, dann leben sie Werte der CDU.“

Wie kirchliche Fragen mit Blick auf die Gleichstellung geregelt werden – beispielsweise beim Ehesakrament –, entscheidet die Kirche selbst. Davon unterscheiden muss man die staatliche Ordnung. Gerade als Konservativer ist mir der Zusammenhalt unserer Gesellschaft ein zentrales Anliegen. Deshalb leitet sich meine Überzeugung in dieser Frage vielleicht weniger aus dem C als aus dem Konservativismus ab. Ich glaube, dass zwei gleichgeschlechtlich orientierte Menschen, die füreinander Verantwortung leben wollen, einen Beitrag zum Zusammenhalt der Gesellschaft leisten – vielleicht eher noch als jemand, der klassisch in einer heterosexuellen Ehe lebt und fremdgeht. Ich gehöre sicherlich nicht zu denen, die einem Wellness-Christentum das Wort reden. Aber ich glaube trotzdem, dass wir alle auf die Gnade Gottes angewiesen sind. Und da ist mir eben nicht ein-

sichtig, warum das für Homosexuelle weniger gelten soll als für Heterosexuelle. Wenn ich das konsequent weiterdenke, komme ich zu dem Schluss, dass wir als Gesellschaft, was die Toleranz gegenüber Homosexuellen angeht, noch Nachholbedarf haben. **Sie haben sich selbst in Fragen der Gleichstellung Homosexueller „nahe bei Jens Spahn“ eingeordnet, Ihrem Parteikollegen, der sich 2012 zu seiner Homosexualität bekannte. Wünschen Sie sich wie er auch ein Adoptionsrecht für homosexuelle Paare?**

Wir sollten mal ganz allgemein über das Adoptionsrecht sprechen. Die Gegner des Adoptionsrechts für homosexuelle Paare argumentieren, dass es besser ist, wenn Kinder eine männliche und eine weibliche Bezugsperson haben. In Deutschland dürfen aber auch Singles Kinder adoptieren, zumindest formell. Das ist doch schief! Für mich ist das Kindeswohl ausschlaggebend. Wenn zweifelsfrei ist, dass ein Paar in der Lage ist, Verantwortung für ein Kind zu übernehmen, und das Kind sich gut entwickeln kann, dann kann man über ein neues Adoptionsrecht reden. Nicht das Adoptionsrecht sollte der Aufreger sein, sondern die erschreckend hohe Zahl der Inobhutnahmen durch Jugendämter. Sie sehen: Ich stehe da zwischen Volker Kauder und Jens Spahn.

Herr Kauder schließt ein Adoptionsrecht rigoros aus.

Er argumentiert aber ausschließlich mit dem Kindeswohl. Es ist vielleicht auch eine Generationenfrage. Unsere Gesellschaft verändert sich. Das sehen Sie an solchen Debatten.

Die evangelische Nachrichtenagentur idea berichtete vor einigen Monaten, Sie hätten sich in Ihrer Zeit bei der Jungen Union für die Verschärfung des Abtreibungsparagraphen eingesetzt. Sind Sie ein Abtreibungsgegner?

Ich könnte an dieser Stelle pauschal „Ja“ sagen, auch wenn das viele in Wallung bringen wird. Beim Schutz des Lebens vor der Geburt darf es keine Beliebigkeit geben. Wir müssen überlegen, wie wir die Entscheidung für das Kind erleichtern. Eine Abtreibung ist nie ein normaler Vorgang, sie ist immer mit gravierenden Belastungen verbunden – für die Mütter, aber durchaus auch für die Väter. Vom ungeborenen Kind mal ganz zu schweigen. Und darüber sollte eine Gesellschaft reden. Es muss aus meiner Sicht mehr Beratungsangebote geben, und ich bin mir nicht sicher, ob Familienministerin Schwesig das aktuell auf dem Schirm hat.

Muss der Abtreibungsparagraf 218 StGB reformiert werden?

Eine Veränderung dieses Paragraphen steht politisch nicht zur Debatte, deshalb führe ich selbige auch nicht. Ich kann mir keine Verschärfung vorstellen. Sie wäre weder innerparteilich noch

Die Debatte um das Adoptionsrecht für Homosexuelle hält Peter Tauber für eine Generationenfrage. Er selbst steht für Gleichstellung, auch wenn er beim Recht, Kinder zu adoptieren, zögerlich bleibt



Foto: Tobias Koch

im Bundestag mehrheitsfähig. Bei einer ungewollten Schwangerschaft sollte man nicht zuerst mit Strafe drohen, sondern etwas dafür tun, die Entscheidung für das Kind zu unterstützen.



Foto: Tobias Koch

Mit dem Papst zum Essen und Martin Luther als Held: Peter Tauber ist ein Freund streitbarer Protestanten

Sie sind auch ein Gegner organisierter Sterbehilfe. Der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, Nikolaus Schneider, hat jüngst eingeräumt, seine krebserkrankte Frau in die Schweiz zu begleiten, sollte sie Sterbehilfe in Anspruch nehmen wollen. Macht Sie ein solches Zugeständnis von evangelischer Seite traurig?

Ich fand es sehr mutig, dass Herr Schneider so tiefe Einblicke in sein Seelenleben gewährt hat. Mein Vorgänger Hermann Gröhe sagt immer: Es gibt Situationen, da muss das Recht schweigen. Ich glaube, das trifft es hier ganz gut. Dennoch kann der Staat sich nicht aus der Verantwortung nehmen, Stellung zu beziehen. Wir müssen deutlich machen, dass wir gegen eine Ökonomisierung des Todes sind. Ein vermeintlich selbstbestimmtes Lebensende kann dazu führen, dass kranke Menschen das Gefühl bekommen, das eigene Leben sei nichts mehr wert, weil sie anderen zur Last fallen. Deshalb ist es richtig, zu sagen: Eine gewerbsmäßige und auch eine ehrenamtlich organisierte Sterbehilfe darf es nicht geben. Vor allem müssen wir aber etwas für den Ausbau der Palliativmedizin und der Hospizarbeit tun. Den Wunsch, beim Sterben nicht alleine zu sein, und die damit verbundenen Ängste müssen wir ernst nehmen.




Film zum Artikel online:
bit.ly/tauber-video

Tauber: Deutsche brauchen Überwachung durch NSA

Eine Frage an Sie als Netzpolitiker: Ist Edward Snowden ein Held oder ein Verräter?

Ich bin da ambivalent. Er hat der westlichen Welt einerseits den Spiegel vorgehalten und eine notwendige Debatte angestoßen. Andererseits hält er sich nun in Staaten auf, in denen die Menschenrechte – nicht nur im digitalen, sondern auch im analogen Leben – am laufenden Band verletzt werden: in China und in Russland. Damit tut er seinem eigenen Anliegen und seiner Glaubwürdigkeit keinen Gefallen. Ich kann auch nicht ganz glauben, dass er keine geheimen Daten an diese beiden Mächte weitergegeben hat. Ihn als Held zu sehen, ist für mich auch schwierig, weil er sich den amerikanischen Gerichten nicht stellt. Ich will Snowden aber nicht verteufeln, er hat etwas Mutiges getan. Nun müssen wir aus der Diskussion, die er durch seine Enthüllungen angestoßen hat, etwas Gutes machen.

Sie sind ein erklärter Gegner der Vorratsdatenspeicherung. Was die NSA mit all unseren Netzdaten macht, muss Ihnen die Tränen in die Augen treiben ...

Wir sprechen hier über zwei Paar Schuhe. Durch einen strengen Datenschutz werden wir die Aktivitäten der NSA nicht einschränken können. Ich wünsche mir Regeln, die die digitale Integrität der Person schützen. Deshalb ist es gut, dass es gesetzlich geregelt ist, dass unsere Dienste nicht pauschal die deutschen Bürger überwachen. Weil wir dies nicht tun, sind wir aber auf die Zusammenarbeit mit der NSA angewiesen. Die nämlich kann deutsche Bürger, die sich etwa in Syrien als Dschihadisten betätigt haben, überwachen und uns die Daten geben. Und ich finde schon, dass wir diese Informationen zu unserer Sicherheit brauchen.

Das ist paradox ...

Ja. Ich setze auf den Untersuchungsausschuss. Denn ich bin nicht sicher, ob alle in der Debatte zwischen Mutmaßungen und Fakten unterscheiden. Deshalb brauchen wir diesen Ausschuss.

Ex-Punkrocker mit Papstfaible

Die Kanzlerin wurde in den vergangenen Monaten immer wieder für ihr Nichtverhalten zur NSA-Affäre kritisiert. Haben Sie sich in dieser Zeit ein entschiedeneres Statement der Kanzlerin gewünscht?

Ich finde, die Bundeskanzlerin hat sehr deutlich gesagt, was sie davon hält – öffentlich, aber auch in Vier-Augen-Gesprächen mit unseren amerikanischen Freunden. Und ich möchte Sie auch fragen: Glauben Sie, die NSA würde damit aufhören, wenn wir auf den Tisch hauen und sagen, wir wollen das nicht? Wohl kaum. Außerdem haben wir derzeit leider gar nicht die technischen Fähigkeiten, das zu unterbinden, was die NSA tut.

Also sind wir hilflos?

Nein. Wir sagen ja unsere Meinung. Und deshalb werden Spione wie die Doppelagenten beim BND aufgedeckt. Das war aktive Arbeit unserer Geheimdienste, ein Erfolg und ein Signal an die Amerikaner.

Wir halten fest: Edward Snowden ist kein Held für Sie. Stattdessen bezeichnen Sie auf Ihrer Internetseite aber Martin Luther als solchen. Und mit Papst Benedikt würden Sie gerne einmal essen gehen. Warum diese beiden?

Beide sind in ihrer Zeit streitbare Köpfe, mit einem hohen Intellekt. Und als Deutscher fasziniert mich Papst Benedikt XVI. Ich habe mich oft gefragt, ob wir Deutsche ihn nicht zu kritisch beurteilt haben. Vielleicht haben wir ihm an dem einen oder anderen Punkt Unrecht getan. Mit Martin Luther verbindet mich der Protestantismus, den auch ich mit Herz und Seele lebe. Ich finde seine Charakterfestigkeit bemerkenswert. Und wenn einen christliche Werte umtreiben, dann finde ich es natürlich, sich mit solchen Persönlichkeiten auseinanderzusetzen. Papst Benedikt XVI. habe ich auch einmal persönlich getroffen. Das war sehr beeindruckend.

Als Jugendlerner haben Sie in einer Punkband namens „Papst hört Punk“ Gitarre gespielt. Sie hatten's wohl damals schon mit dem Papst ...

Das war noch zu Zeiten von Johannes Paul II. Wir hatten damals sogar ein Demo-Tape, wo er als Comicfigur auf dem Cover war. Wir haben nach einem kurzen eingängigen Namen gesucht. Ein Vetter von mir kam auf die Idee. Irgendwie fanden wir den Titel damals gut. Als Papstkritik war das nicht gedacht. Ob unsere Drei-Akkorde-Musik allerdings dem Musikgeschmack des Heiligen Vaters entsprochen hätte, wage ich zu bezweifeln. Da ich Punkrock aber mag, könnte man fast schon sagen, der Name war eine Hommage.

Freund von traditioneller Liturgie

Sie sind evangelischer Christ, Ihre Kirche ist die Evangelische Landeskirche Kurhessen-Waldeck. Wie weit geht Ihr kirchliches Engagement?

Da müssten Sie wohl eher meinen Pfarrer fragen. Ich denke zumindest, dass er mich erkennen würde. Ich gehe regelmäßig hin, wenn ich zu Hause bin. Woanders gehe ich selten in den Gottesdienst. Ich fühle mich an meine Gemeinde gebunden. Das ist meine Kirche, da kenne ich die Menschen. Ich spende und helfe beim Weihnachtsbasar. Aber ein tragendes Gemeindeglied bin ich sicher nicht.

Gibt es eine Verbindung zu evangelikalen Kirchen?

Ja. Ich habe in Freikirchen schon Gottesdienste mitgestaltet. Das ist dann auch schön, weil es eine andere Form von Gottesdienst ist: weniger traditionell. Allerdings bin ich da in vieler Hinsicht auch konservativ. Liturgie ist mir sehr wichtig. Ein schönes „Lobet den Herren“ im Gottesdienst hilft mir, nachzudenken, zur Ruhe zu kommen und zuzuhören. Ich merke dann: Es gibt Dinge, die sind viel wichtiger als das, womit ich mich täglich beschäftige.

Als Punkrock-Fan wären die Jesus Freaks ja vielleicht etwas für Sie ...

Ich finde es wirklich faszinierend, dass es eine breite Strömung moderner, zeitgenössischer Musik in Gemeinden gibt. Sogar brauchen wir, um junge Leute mit der Frohen Botschaft zu erreichen. Aber wie gesagt: Ich hänge an der alten Liturgie.

Beschreiben Sie Ihren Glauben in drei Sätzen für uns?

Die Demut, mich selbst nicht zu wichtig zu nehmen. Die Gewissheit, nicht alleine zu sein. Und die Kraft zu haben für alles, was noch vor mir liegt. Meinen Konfirmationsspruch könnte ich auch noch zitieren: Johannes 8, Vers 12, wo Jesus sagt: „Ich bin das Licht der Welt; Wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben.“

Herr Tauber, vielen Dank für das Gespräch! ■



Perspektiven für Leben und Beruf

Besser schreibend durch den Herbst

Sie schreiben Texte für die Presse, das Internet, den Gemeindebrief, den Newsletter oder ein Buch? Sie suchen treffende Formulierungen, anschauliche sprachliche Bilder, einen präzisen Ausdruck und knackige Überschriften?

Besuchen Sie unsere Schreibseminare im Herbst 2014 und lernen Sie, wie Sie Ihre Texte noch lesenswerter machen können.

Verkündigend Schreiben

19.-21. September 2014

Kreatives Schreiben

10.-11. Oktober 2014

Schreiben fürs Web

25. Oktober 2014

Inhouse-Seminare

Wir kommen zu Ihnen:
Alle unsere Seminare bieten wir auch als Inhouse-Schulungen an, ganz nach Ihrem Bedarf – kompetent, kostengünstig und unkompliziert!

Christliche Medienakademie
Steinbühlstraße 3 | 35578 Wetzlar
Telefon (0 64 41) 9 15 166 | Telefax (0 64 41) 9 15 157
info@christliche-medienakademie.de

christliche-medienakademie.de



Alles, nur kein Möchtegern

Ricky de Haas baut Motorradteile, die Gott die Ehre geben sollen. Christliche Werte sind für ihn nicht verhandelbar – selbst wenn er sich dafür ausziehen muss. | VON NICOLAI FRANZ

Der Elektromotor der wuchtigen Drehbank aus dem Jahr 1957 dröhnt. Es riecht nach Öl und Metall. Enrico „Ricky“ de Haas lenkt den Drehmeißel konzentriert zum Werkstück. Geduldig schabt der scharfe Stahl dünne Bahnen des rotierenden Aluminium-Zylinders ab. Hier, bei „Wannabe Choppers“ im mittelhessischen Rechtenbach, entstehen auf Kundenwunsch gefertigte Motorradteile, „custom parts“. Wer sich die Produkte genauer anschaut, dem fallen drei Buchstaben auf: „S.D.G.“, manchmal auch „Soli Deo Gloria“, „allein Gott die Ehre“. Ricky de Haas ist Christ.

Raue Männlichkeitsideale, Alkohol, nackte Frauen – dafür ist die Bikerszene bekannt. Was der angesehene Schrauber auf seiner Homepage schreibt, wirkt da wie entrückt: „Jesus war und ist unendlich gut zu uns. Er hat unvorstellbar viel Geduld mit uns und liebt uns trotz all dem Mist, den wir immer wieder bauen.“ Oft schlagen ihm dafür Anfeindungen entgegen. „Sobald du von Jesus Christus sprichst, bekommst du Hasstiraden ab.“

„Ich bin völlig abhängig von Gottes Gnade“

Man könnte Ricky für einen Draufgänger halten, doch seine Stimme ist sanft. Alkohol trinkt er aus Prinzip nicht. „Egal ob Arbeit, Ehe, der Umgang mit meinen Mitarbeitern – ich will

Gott die Ehre geben.“ Er sitzt am Küchentisch, seine Containerwohnung steht mitten in der Firmenhalle. Er lebt für seinen Job. „Ora et labora, das ist ein geniales Lebensmotto.“ 18-Stunden-Tage sind bei ihm die Regel. „Ich arbeite und plane, so viel es geht. Alles darüber hinaus ist für mich Beten. Ich bin völlig abhängig von Gottes Gnade. Ich glaube, so sollen wir leben.“

Ricky hat einen kometenhaften Aufstieg hinter sich. Mit 15 gründete er Wannabe Choppers mit zwei Freunden, die aber nach kurzer Zeit wieder ausstiegen. Er zahlte sie mit 30 Euro aus, seitdem ist er alleiniger Inhaber. Mit dem Meisterbrief in der Tasche gründete er 2011 seine eigene Firma, zunächst als gewöhnliche Motorradwerkstatt. Im Sommer reparierte er, im Winter waren die Umbauten dran.

Mittlerweile entwickelt und produziert Wannabe Choppers hauptsächlich Teile für Custom Bikes. Computergesteuerte Werkzeuge gibt es nicht, sondern ausschließlich echte Handarbeit mit Maschinen, die kaum noch jemand bedienen kann. „Hand made“ steht auf Rickys Fingern. „Ah, du bist für Handwerk“, sagen die Meisten, wenn sie das Tattoo sehen. Das stimmt zwar, aber es erinnert Ricky auch daran, dass Gott ihn erschaffen hat. „Im Gegensatz zu Gott kann ich nichts aus dem Nichts erschaffen. Aber er gibt uns das Talent, kreativ zu sein.“

In der Szene ist Wannabe Choppers eine feste Größe. Fernseh-



Fotos: pro



„Glaube, Liebe, Hoffnung“ (rechts), „Allein Gott die Ehre“ (Mitte), „Handgemacht“ (links): Für Ricky de Haas gehören Glaube und Arbeit zusammen

teams drehten, Fachmagazine berichteten. In den letzten beiden Jahren hat die Firma ihren Umsatz zweimal um ein Vielfaches gesteigert. Nun hat Ricky, der zu den Jesus Freaks gehört, fünf Mitarbeiter. Er schätzt sie sehr. Die Halle, die er kürzlich erst eingeweiht hat, ist schon wieder zu klein geworden. Seine Kunden kann er sich mittlerweile aussuchen. Sein Alter? 25. Ricky ist alles, nur kein Möchtegern, kein „Wannabe“.

Oben-ohne-Foto wird zum Erfolg

Für ihn kommt sein Erfolg nicht von ungefähr. „Wir merken, dass wir nicht abhängig sind von einer guten Planung. Sondern: Hier liegt ganz, ganz viel Segen drauf.“ Nicht immer war Ricky so selbstbewusst. Anfänglich scheute sich der alternative Jungunternehmer vor Gesprächen mit anzugtragenden Geschäftsleuten. „Heute lege ich ein Produkt auf den Tisch und sage: ‚Erzähl‘ mir, was du willst, aber mein Laden läuft auch ohne einen Kredit von dir.“

Rickys kompromissloser Glaube führte schon zu kuriosen Szenen, zum Beispiel, als er einen Nachwuchspreis gewann. Teil des Gewinns war ein Fotoshooting, stilecht mit nackter Frau auf dem preisgekrönten Motorrad. Ricky lehnte ab. „Wenn hier jemand oben ohne fotografiert wird, dann ich“, ließ er die Juroren wissen. Die ließen sich darauf ein und lichteten Ricky statt des Models ab. Das Foto wurde so populär, dass es in mehreren Motorradmagazinen abgedruckt wurde.

Foto: Horst Rößler

Nicht immer läuft es so gut, wenn Ricky für seine Werte einsteht. „Eine Quittung brauch‘ ich gar nicht“, heißt es oft bei den Auftraggebern. Dass er darauf besteht, keine Schwarzarbeit zu unterstützen, trifft auf Unverständnis. „Ich bin überzeugt davon, dass Gott das von mir möchte“, sagt er dann. Einige Male hat er dadurch bereits Aufträge verloren. Dass seine Firma trotzdem floriert, ist für Ricky allein die Gnade Gottes. „Was wir tun, funktioniert. Und wenn etwas nicht funktioniert, wissen wir ein halbes Jahr später, warum es gut ist, dass es nicht funktioniert hat.“ ■



Unternehmer Ricky auf seiner Gewinner-Maschine, der „Messed up“

Klaus Jost hat eine Traumkarriere gemacht. Als Chef von „Intersport“ ist er oben angekommen. Demütig ist er geblieben: „Ich habe nie mehr an Gott gezweifelt, nur noch an mir selbst.“

Der Läufer am Limit

Wem viel gegeben ist, von dem wird auch viel verlangt:
„Intersport“-Chef Klaus Jost weiß, was Leid bedeutet. Dennoch
sagt er: „Gott macht keine Fehler“. | VON STEFANIE RAMSPERGER

Foto: pro

Es ist ein Frühlingstag Anfang Mai. Der Himmel ist strahlend blau, als er an diesem Samstag von einem Fußballturnier nach Hause läuft. Die Kastanienbäume blühen, frisches Grün zeugt von überquellendem Leben. In der Wohnung dagegen ist ein Leben kurz davor, zu Ende zu gehen. Schlaftabletten sollen dafür sorgen. Als er die Tür hinter sich ins Schloss fallen lässt, sieht er sie leblos dort liegen. Seine Mutter. Er alarmiert den Notdienst, sie wird ins Krankenhaus gefahren, ihr Magen ausgepumpt, sie überlebt. „Ich kam zu früh nach Hause aus ihrer Sicht“, sagt Klaus Jost. Tränen steigen ihm in die Augen. Er sagt lange nichts. Dann: „Es war schön-schrecklich. Was, wenn ich sie nicht gefunden hätte?“

„Wie will denn ich mir einbilden, Gott zu verstehen? Gott ist viel größer als unsere Gedanken.“

Am nächsten Tag steht der damals 12-Jährige an ihrem Krankenbett, mit einem Strauß Blumen in den Händen. Die Zeit läuft weiter, der Junge funktioniert.

41 Jahre später steht das Kind von damals neben der bedeutendsten Trophäe, die es im Fußball gibt. Deutschland hat es geschafft, den vierten Weltmeistertitel zu holen. Da gehört es sich, dass der Chef der weltweit größten Sporthandelsgruppe in Brasilien dabei ist. Im Jahr 2000 wurde Klaus Jost in den Vorstand von „Intersport Deutschland“ berufen, zwei Jahre später in den Verwaltungsrat von „Intersport International Corporation“, den er seit 2009 als Präsident führt.

Fragt man ihn, was ihn an seiner WM-Reise besonders beeindruckt habe, spricht er über die „geniale Schönheit der Schöpfung“, die er in Brasilien erlebt hat. Und darüber, wie dankbar er sei, dass es keine Anschläge gegeben habe. „Das Schönste ist, wenn das Spiel rum ist und es keine Randalie gibt.“ Jost setzt die Prioritäten anders als die meisten Fußballfans: Klar, es sei auch sehr wichtig, dass „wir gewonnen“ haben. Intersport wird durch die WM international über 100 Millionen Euro mehr umsetzen in diesem Jahr: Das Unternehmen hat mehr Fanartikel verkauft und wird vom neuen Trikot mit vier Weltmeister-Sternen und generell vom Fußball-Hype profitieren. Jost sagt: „Die argentinische Wirtschaft hätte den Erfolg dringender nötig gehabt. Die Argentinier kämpfen mit dem Staatsbankrott. Sie hätten Hoffnung gebraucht.“ Aber vor allem spricht er über den Unterschied zwischen Armen und Reichen, der ihm in Brasilien aufgefallen ist. „Das tut weh.“ Man nimmt dem schlanken 1,91-Meter-Mann mit dem Schnauzbart ab, dass ihn das Elend berührt. Angesichts all der Probleme habe ihn die Jesus-Statue in Rio getröstet. Jesus stehe über allem, Tag und Nacht. „Für mich ist Jesus lebendig“, sagt Jost.

Die Grenzerfahrungen sind es, die sich wie ein roter Faden durch Josts Leben ziehen. Dass es ausgerechnet sein Geburtsjahr war, in dem der Bau der Berliner Mauer begonnen wurde, der die Teilung Deutschlands festmachte, ist natürlich Zufall

– passt aber. Zur gleichen Zeit wurden anderswo Grenzen eingerissen, als Präsident John F. Kennedy das offizielle Ende der Rassentrennung in den Vereinigten Staaten ankündigte. Und Grenzen ganz anderer Dimension überwand Juri Gagarin, der als erster Mensch in den Weltraum flog. In diesem Jahr, 1961, wurde Klaus Jost in Frankfurt am Main geboren. Das Idiom der Rhein-Main-Metropole hört man ihm noch heute an.

Seine Eltern ließen sich scheiden, als er und seine Schwester noch Kinder waren. Die Mutter ging als Altenpflegerin arbeiten, damit die kleine Familie Geld zum Leben hatte. „Ich habe als Schlüsselkind die Welt allein durchlebt“, erinnert sich Jost an seine Kindheit. In der Schule war er der Stärkste. Er konnte „seine Kraft ausspielen“, schließlich habe er sich wehren müssen.

„Ich hatte niemanden, der mir helfen konnte, im Gegenteil, ich musste meiner Mutter helfen“, sagt er. Die habe so sehr unter der Trennung von ihrem Mann gelitten, dass sie nachts nicht mehr schlafen konnte. Sie wurde tablettensüchtig. An besagtem Samstag Anfang Mai erhöhte sie ihre ohnehin viel zu hohe Tagesration deutlich. Sie wollte sterben. „Meine Mutter hat damals schon an Jesus geglaubt und sie wusste, dass das Sünde ist. Aber sie hat es einfach nicht mehr ausgehalten“, sagt Jost. „Auch als Christ kommst du in Situationen, die so grenzwertig sind, dass es nur noch Gnade gibt.“ Dass er ausgerechnet an diesem Samstag früher als geplant nach Hause kam, empfindet Jost als solche Gnade. Heute geht es seiner Mutter unerwartet gut. Sie ist seine beste ZuhörerIn, sagt er: „Bei ihr ist alles gut aufgehoben. Sie versteht vielleicht nicht immer alle Hintergründe, aber sie betet dafür.“

In der Zeit nach dem Suizidversuch seiner Mutter kam Jost in Kontakt mit der Frankfurter Drogenszene. Er bekam das Leben der Junkies, Zuhälter und Prostituierten hautnah mit, auch wenn er selbst nie etwas damit zu tun haben wollte. Was ihm geholfen habe, nicht in dem Milieu unterzugehen, seien Gott und der



Deutschland ist Weltmeister! „Intersport“-Manager Klaus Jost war dabei – er hätte den Argentinern den Erfolg allerdings auch gegönnt

Sport gewesen. Beide machen das Leben des Intersport-Chefs bis heute aus.

Das wenige Geld, das seine Mutter sparte, gab sie dafür aus, ihn auf christliche Freizeiten zu schicken. Damit sein Glaube ein starkes Fundament bekommt. „Ich habe seitdem nie mehr an Gott gezweifelt, nur noch an mir selbst.“

Mit 16 Jahren begann Jost eine Ausbildung zum Einzelhandelskaufmann. Auch ohne klassischen Studiengang traute man ihm schon mit 21 Jahren zu, eine „Intersport“-Filiale zu leiten. Beruflich sprintete er von einem Erfolg zum nächsten. Nach Zwischenstationen bei „Grasshoppers International“ und „Sport 2000“ kam er 2001 als Vorstand zurück zu dem Unternehmen, das in 63 Ländern weltweit aktiv ist und das allein in Deutschland jedes Jahr knapp drei Milliarden Euro umsetzt.

Aus seinem christlichen Glauben hat der Unternehmenslenker nie einen Hehl gemacht. Früher habe er an christlichen Pfingstjugendtreffen teilgenommen und davon auch in seinem Arbeitsumfeld erzählt. Heute wandert er mit Freunden aus seiner Kirchengemeinde jedes Jahr für ein langes Wochenende. Die



Foto: pro

Bestechung? Geht gar nicht! Klaus Jost ist ein Mann der klaren Ansagen

Outdoor-Hemden dafür lässt er speziell mit eigenem Logo produzieren. „Powered by Jesus“ steht darauf. Jost hat die Erfahrung gemacht, dass man darüber mit anderen Wanderern, aber auch Mitarbeitern ins Gespräch kommt.

„Mein Fundament ist die Bibel und da steht drin, dass es nur einen Weg zu Gott gibt. Das hat leider auch etwas Abgrenzendes.“ Diese Klarheit ist typisch für Jost. Eins ist dem Top-Manager aber wichtig: „Es ist nicht die Aufgabe von uns Christen, mit dem Holzkreuz draufzuhauen“, lehnt er plumpe Missionierungsversuche ab. Vielmehr müssen seiner Ansicht nach Reden und Handeln übereinstimmen. „Wenn das nicht zueinander passt, kannst du reden, was du willst.“

Das gilt für den Manager sowohl fürs Privat- als auch fürs Berufsleben. „Zu biblischen Grundwerten kann ich mich auch bei der Arbeit bekennen“, sagt er. Denn was in den Zehn Geboten festgehalten sei, betreffe jeden Geschäftspartner auch persönlich: Niemand wolle bestohlen, betrogen oder belogen werden.

Für Jost gehört zum Christsein dazu, unbestechlich zu sein, obwohl ihm klar ist, dass ihm dabei das ein oder andere gute Geschäft durch die Lappen gehen kann. „Intersport“ lässt viele Produkte in Asien produzieren. Gegen Mitarbeiter, die sich bestechen lassen, „zeigen wir klare Kante, da sind wir knallhart“, sagt Jost. „Da gibt's klare Spielregeln.“

Das Thema Kinderarbeit hält Jost für nicht so leicht lösbar. „Intersport“ beschäftigt Jugendliche ab 16 Jahren und hält sich an

den Verhaltenskodex der Business Social Compliance Initiative. Der basiert unter anderen auf den Konventionen der UNO über die Rechte von Kindern. Den Kodex müssen alle 200 Zulieferer von „Intersport Deutschland“ unterschreiben. Jost weiß selbst: „Das ist nicht der strengste Standard.“ Um zu überprüfen, dass diese immerhin eingehalten werden, macht „Intersport“ bei seinen asiatischen Zulieferern Audits, nimmt die Bedingungen vor Ort also regelmäßig unter die Lupe. „Ich bin der Letzte, der sagt, da stimmt immer alles“, erklärt Jost. „Aber da kann man auch keine deutschen Maßstäbe anlegen“, fügt er hinzu. „Verglichen mit unseren sind die Arbeitsbedingungen in Asien deutlich schlechter. Vielfach leben die Menschen in den Fabriken. Ich habe aber auch schon Fabriken gesehen, wo das immer noch die besten Lebensbedingungen im Umkreis waren, weil drum herum nur Slums sind. In der Fabrik gab es wenigstens eine Kantine und hygienische Grundbedingungen.“ Dennoch sei die Lösung von Intersport letztlich nur ein Kompromiss. „Wenn du gar keine Jugendlichen ab 16 Jahren beschäftigst, gehen sie schlimmstenfalls auf den Strich. Ihre Familien lassen sie auf jeden Fall arbeiten, egal was.“

Auch innerhalb des Unternehmens laufe nicht immer alles perfekt. „Ich habe meine Defizite, weil ich heute nicht mehr so nah an den Mitarbeitern sein kann, wie ich es gerne wäre“, sagt Jost selbstkritisch. Der Top-Manager hat nicht viel Zeit, aber umso mehr Aufgaben. Wenn Fehler passieren, muss er sich schnell ein Urteil bilden und handeln. „Ich muss in Kauf nehmen, dass ich Entscheidungen treffe, die nicht zu 100 Prozent richtig sind, weil ich den Sachverhalt nicht jedes Mal genauestens und persönlich prüfen kann.“ Direkte Mitarbeiter-Beziehungen seien ihm lieber, aber eben nicht immer realisierbar.

Schock im Urlaub

Immerhin braucht der Geschäftsmann auch noch Zeit für seine Familie. Die älteste Tochter des fünffachen Familienvaters hat gerade geheiratet, die jüngste ist 17 Jahre alt, dazwischen drei Söhne. Neben Beruf und Familie hat Jost immer wieder in der Gemeinde an seinem jeweiligen Wohnort mitgearbeitet, als Kinderstunden- oder Gemeindeleiter.

Der 53-Jährige hat vor knapp zehn Jahren das Marathonlaufen für sich entdeckt. Er joggt seitdem fast jeden Tag, egal, ob er sich gerade in Bangkok oder Calgary aufhält. Auch eine Form von Grenzerfahrung, sagt er, und erklärt, dass das Laufen ihm hilft, Stress abzubauen. Denn einfach ist sein Leben nicht. Wer viel hat, von dem wird auch viel verlangt, steht in der Bibel. Jost sagt, er habe „wahnsinnig viel“.

Vor zwei Jahren erlitt seine Frau Andrea mit 49 Jahren einen Schlaganfall. Sie war in Frankreich im Urlaub, er arbeitete in Deutschland. Weil sie zunächst falsch behandelt wurde, war ihr Gehirn sechs Stunden lang nicht versorgt, die linke Gehirnhälfte danach nicht mehr funktionsfähig. Dass sie mittlerweile wieder selbst essen und aufstehen kann, ist für Jost ein Geschenk. Es stört ihn nicht, dass er seither nach der Arbeit selbst einkaufen gehen muss. Stattdessen hat er seine ablehnende Haltung gegenüber langen Ladenöffnungszeiten geändert. Stress kann seine Frau nicht mehr aushalten, logische Zusammenhänge muss Jost ihr genau erklären. Vor einigen Wochen wurde bei ihr außerdem eine Krebserkrankung diagnostiziert. Jost sagt: „Natürlich fragst du dich: Warum? Aber ich bin sehr zuversichtlich, dass Gott uns richtig führt. Gott macht keine Fehler.“ ■

Den Glauben demonstrieren?

Warum nicht!

Bei der Fußball-WM sah man sich so viele Spieler bekreuzigen wie noch nie. Ist das demonstrative Bekenntnis zum Glauben schlecht? Überhaupt nicht! | EIN KOMMENTAR VON WOLFRAM WEIMER



Foto: picture alliance

Brasiliens Abwehrspieler Marcelo betet auf dem Rasen – ein oft gesehenes Bild bei dieser WM

Die gewaltige Christusstatue über Rio de Janeiro war wie die Signatur der Fußball-Weltmeisterschaft. Nie zuvor haben sich die Aktiven bei einem Sportereignis so demonstrativ bekreuzigt und gebetet wie beim Fußballspektakel in Brasilien. Gleich scharenweise haben sich die Fußballstars öffentlich zu ihrem Glauben bekannt, sodass Kommentatoren zwischenzeitlich witzelten, man wisse nicht recht, ob das nun ein Kirchentag oder ein Fußballturnier sei.

Während in Deutschland das öffentliche Bekenntnis zum Christentum selten ist, ja vielen befremdlich erscheint, hat Lateinamerika das Gegenteil zur Schau gestellt. „Die Christusstatue ist ein weit sichtbares Symbol für die Liebe der Brasilianer zu Gott“, heißt es an der Copacabana. Und die Sportler leben in dieser Tradition. So wie Mittelfeldstar Luiz Gustavo (VfL Wolfsburg), der ein Bild veröffentlichte, auf dem er knieend Gott für seine Nominierung dankt. Andere brachten Heiligenfiguren mit

in die Stadien, steckten Marienbilder in die Fußballschuhe, ließen Fußbälle segnen, betraten den Rasen nur mit Kreuzzeichen und reckten bei einem erzielten Tor die Arme in die Höhe und dankten so ihrem Schöpfer. Ob sie nun aus Mexiko, Kolumbien, Chile, Uruguay oder eben Brasilien stammten – es war immer der gleiche Gottesdienst mit im Spiel. Viele hatten sich christliche Symbole sogar eintätowieren lassen.

Der WM-Trend geht einher mit einer anderen Massenmode, die auch Europa erfasst hat: das Kreuz als Schmuck zur Schau zu tragen – an Ketten, Armbändern, auf Kleidern, sogar auf Strumpfhosen. „Es wird soviel Kreuz getragen wie seit Jahrzehnten nicht mehr“, erklärt ein Modemanager aus New York. Hier sind es nicht Fußballer, sondern Popstars, die die Kreuzmode befördern. Immer neue Kreuzprodukte kommen so auf den Markt.

Für manche Christen ist beides ambivalent. Sie vermissen das tiefere Bewusstsein des Glaubens, befürchten eine „Vertrashung“ von religiösen Inhalten oder gar eine Entwürdigung des Kreuz-Zeichens. Der Jahrmarkt der Popkultur vertrage sich nicht mit Ernst und Heiligkeit des Glaubens, meinen Kritiker. Ich denke, man sollte sich eher darüber freuen – ganz in der Denktradition des Kirchenvaters Hieronymus: „Wo Bekenntnis ist, da ist auch Verzeihung.“ Sich offen, frei und unbefangen zum christlichen Glauben und seinen Zeichen zu bekennen, das kann nicht schlecht sein. Vielleicht haben wir im über-säkularen, extrem-religionskritischen und zeichendiskreten Deutschland nur verlernt, dass Glauben und Leben nicht nur innerlich sein müssen. Ob Gipfelkreuze auf den Alpenhöhen oder Dome in unseren Städten, ob Bergkapellen oder Fahnenkreuze – gelebter Glaube hat sich in alten Zeiten sichtbare Formen geschaffen – als öffentliche Zeichen dafür, dass Gott die Leitfigur des Lebens ist. Und auch dass Menschen dankbar sind für Sein und Sinn und die frohe Botschaft der Erlösung.

Insofern geht von der Fußball-WM und den Kreuzmoden vielleicht ein Impuls auch nach Deutschland aus, dass man seinen Glauben nicht verstecken muss. Wir müssen ja nicht gleich einen monumentalen Riesen-Jesus neben das Brandenburger Tor bauen. Aber die Haltung des Pfarrers, der in der Jesusstatue von Rio seinen Dienst tut, die kann Vorbild sein. Er heißt die Menschen aus aller Welt herzlich willkommen wie alte Freunde, freut sich mit fröhlicher Lebenslust am Blick auf die schöne Stadt und also die Schöpfung. Und manchmal tritt er aus der Kapelle heraus und betet spontan mit Touristen am Fuße des Christus das Vater Unser. Das mag für manche aussehen, als schwöre ein Trainer seine Mannschaft ein, aber wenn das Spiel des Lebens so mit einem Hauch mehr Liebe erfüllt wird – warum nicht? ■



Christoph Strässer ist bei der Bundesregierung zuständig für das Thema Menschenrechte. Er wünscht sich, dass Deutschland mehr Flüchtlinge aufnimmt und sich stärker in der Welt engagiert

„Deutschland kann **mehr tun**“

Irak, Nigeria, Syrien – noch nie in der Geschichte der Vereinten Nationen wurden die Menschenrechte weltweit derart mit Füßen getreten wie jetzt. Das erklärt Christoph Strässer (SPD), der Beauftragte der Bundesregierung für dieses Thema, im Interview mit pro. Militärische Interventionen sind für ihn dennoch das letzte Mittel. | **DIE FRAGEN STELLTE ANNA LUTZ**

pro: Herr Strässer, welche Region der Welt bereitet Ihnen derzeit in Menschenrechtsfragen die größte Sorge?

Christoph Strässer: Im Moment natürlich der Mittlere Osten: Syrien, Irak und auch die aktuellen Entwicklungen in Israel und Palästina. Aber es gibt auch ganz andere sehr dramatische Situationen. In der Zentralafrikanischen Republik und im Südsudan haben wir es mit gravierenden Menschenrechtsverletzungen zu tun. Derzeit machen wir mehr Konfliktherde dieser Art aus, als es sie in der Geschichte der Vereinten Nationen je gegeben hat.

Bei den Konflikten, die Sie benannt haben, geht es immer auch um Verletzungen des Rechtes auf Religionsfreiheit. Ist die Religionsfreiheit folglich bedrohter als je zuvor?

Eines ist mir wichtig: Religion ist oft nicht die Wurzel des Problems. Oft wird die Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft genutzt, um Menschen auf ein Ziel einzuschwören und andere Probleme zu verdecken. In Wahrheit geht es oftmals um Armut, Macht, Ressourcenknappheit. Und wir sollten da sehr genau analysieren, bevor wir einem Konflikt einen Stempel aufdrücken.

Wie würden Sie die derzeitige Lage in Nigeria beschreiben, wo Boko-Haram-Terroristen immer wieder Kinder entführen, um sie zwangszukonvertieren?

In ihrer Anfangsphase hat Boko Haram es geschafft, viele Menschen zu mobilisieren – auch unter religiöser Überschrift. Ich bin aber der Meinung, dass sich dies in den vergangenen Jahren sehr verselbständigt hat. Die Mehrzahl der Opfer von Boko Haram ist heute nicht mehr christlich, sondern muslimisch. Das deutet darauf hin, dass der Kern des Konfliktes

Foto: pro

eben nicht in der Religion liegt. Es geht hier um Armut und Macht. Die Religion wird nach vorne geschoben, ist aber auch hier nicht die eigentliche Ursache für das Problem. Man macht es sich zu einfach, wenn man sagt: Da kämpfen zwei Religionen gegeneinander.

Gilt das auch für die Situation im Irak? Die radikal-islamische ISIS geht dort brachial gegen Christen vor. Die Gefahr, die diese Terroristen verbreiten, schätzen viele dramatischer ein als jene, die einst von Al-Qaida ausging.

Ich halte die Situationen im Irak und in Nigeria für vergleichbar. Natürlich geht es auch der ISIS vordergründig darum, den Islam zu verbreiten. Aber sie nutzen das politische Vakuum zur Machtgewinnung. Ich spreche immer wieder mit Menschen aus dem Irak und höre: Die Lage dort ist nicht religiös geprägt. Da sind Fanatiker am Werk, die ihre Macht über den Hebel der Religion zu stabilisieren versuchen.

Gibt es einen Zusammenhang zwischen islamischem Extremismus und Menschenrechtsverletzungen?

Ja. In unterschiedlichen Regionen der Welt wird den Menschenrechten eine unterschiedliche Bedeutung beigemessen. Im Islam sind zum Beispiel verschiedene Rechtspositionen für Männer und Frauen angelegt. Für uns hingegen gelten die Menschenrechte universell. Deshalb ist das Schariarecht in meinen Augen in weiten Punkten nicht vereinbar mit der universellen Erklärung der Menschenrechte.

Deutsche Soldaten sind derzeit in über einem Dutzend Krisengebieten der Welt im Einsatz – unter anderem in Afghanistan oder im Kosovo – nicht aber im Irak oder in Nigeria. Sie selbst haben jüngst eine militärische Beteiligung zur Eindämmung der Unruhen in Nigeria sogar ausgeschlossen. Wieso?

Militärische Interventionen dienen nicht zur dauerhaften Durchsetzung von Menschenrechten. Wenn Sie darauf hinweisen, dass wir in vielen Regionen auch militärisch in der Welt unterwegs sind, dann müssen Sie dazu sagen, dass lediglich die Einsätze in Afghanistan und am Horn von Afrika zur Piratenbekämpfung Kampfeinsätze sind. Alles andere sind Stabilisierungs- oder Trainingseinsätze, also klassische Peacekeeping-Einsätze im Sinne der Charta der Vereinten Nationen. Wenn Sie fragen, ob es Situationen gibt, in denen Menschenrechte durch den Einsatz von Gewalt gewahrt werden müssen, dann antworte ich: Ja. Allerdings nur in solchen Fällen, in denen Menschen konkret Schutz benötigen. Gewalt dient nicht dazu, Menschenrechte langfristig zu gewähren. Das hat noch nie funktioniert.

Die Regierung in Nigeria ist hoffnungslos überfordert, die Terroristen können fast ungehindert morden. Wäre dies nicht der Zeitpunkt zum Eingreifen, um Schutz zu gewähren? Selbstverständlich. Aber wir müssen uns fragen, wie wir präventiv wirken können, bevor wir das Militär in der Welt herumschicken. Wir können die Polizei vor Ort ausbilden, bei der Grenzsicherung helfen und anderes. An diesen Stellen sollten wir mehr Verantwortung in der Außenpolitik übernehmen, und ich finde auch, da haben wir noch eine Menge zu verbessern.

Bundespräsident Joachim Gauck wird nicht müde, anzumahnen, Deutschland solle sich seiner internationalen Verantwortung bewusst sein und auch militärische Mittel zur Durchsetzung menschenrechtlicher Ziele nicht ausschließen. Teilen Sie seine Ansicht?



Foto: picture alliance

Nigerianische Christen leiden unter dem Terror der islamistischen Boko Haram. Bisher will Deutschland dort nicht einschreiten

Es gibt Situationen, in denen den Menschen in Not nur noch durch Interventionen geholfen werden kann, die auch Gewalt beinhalten. Wenn zum Beispiel große Hilfsorganisationen in Zentralafrika sagen, sie können dort nicht mehr arbeiten und Hilfe leisten. Dann muss man sich fragen, ob militärische Interventionen nicht sinnvoll wären. Oder denken Sie an Ruanda zurück.

Oder an Afghanistan?

Über den Afghanistan-Einsatz wird man noch sehr viel reden müssen. Den Versuch zu unternehmen, mit militärischen Mitteln einen Staat zu stabilisieren, das war eine Fehleinschätzung. In vielen Punkten sind die Strategien dort nicht erfolgreich gewesen.

Hat sich die Idee, wieviel sich mit militärischen Mitteln in Regionen des Nahen und Mittleren Ostens erreichen lässt, seit den Kriegen in Afghanistan und im Irak verändert? Ist der Westen auf dem Boden der Tatsachen gelandet?

Ich würde nie sagen, dass die Probleme des Irak durch kurzfristige Maßnahmen zu lösen sind. Deshalb wünsche ich mir, dass wir in Deutschland endlich einen gesellschaftlichen Diskurs darüber beginnen, wo wir hin wollen. Welche Rolle spielen wir in den Vereinten Nationen? Schließen wir Blauhelmeinsätze kategorisch aus oder nicht? Und: Was tun wir, wenn wir in einem Land militärisch interveniert haben? Gehen wir dann einfach wieder? Ich finde, da sind bei den vergangenen Mandaten viele Fehler gemacht worden, und deshalb waren sie aus heutiger Sicht auch selten erfolgreich.

Den Deutschen geht es so gut wie nie. Daraus müsste eigentlich mehr internationales Engagement folgen. Stattdes-



Kurdische Kämpfer im Irak: Christen sind hier Freiwild für die Kämpfer der islamistischen ISIS

Foto: picture alliance

sen aber lehnt man sich zurück und schaut sich an, was die anderen so tun. Sind wir derart selbstzufrieden?

Ich finde, eine solche Haltung können wir uns auf Dauer nicht leisten – nicht nur in Fragen der militärischen Intervention. Es gibt ebenfalls eine breite Debatte darüber, wie viele Mittel wir einsetzen, um bessere Lebensbedingungen in anderen Teilen der Welt zu schaffen. Darüber, wie wir mit Flüchtlingsbewegungen umgehen. Es herrscht eine Art Gutmenschentum vor, das wenige praktische Konsequenzen hat. Uns geht es gut. Ein größeres Engagement weltweit unsererseits wäre nicht schädlich.

Entwicklungsminister Gerd Müller (CSU) hat Ende Juni angekündigt, 50 Millionen Euro für die Flüchtlingshilfe im Irak und in Syrien auszugeben. Wird es eine ähnliche Hilfe auch für nigerianische Flüchtlinge geben?

Deutschland hat seine Ausgaben für humanitäre Hilfe in Not-situationen in den letzten Jahren außerordentlich gesteigert. In Syrien und im Irak haben wir 150 Millionen Euro überplanmäßig ausgegeben, um Nothilfe zu leisten. Ich halte das auch für richtig. Aber wir glauben, dass es im Bereich der humanitären Hilfe klare Richtlinien geben muss, nach denen wir Geldmittel verteilen und so unseren Beitrag in der internationalen Gemeinschaft leisten. Ich habe nichts dagegen, dass Herr Müller Geld ausgibt im Rahmen von Entwicklungsprojekten und in der Übergangshilfe. Aber damit kann man auch nicht alle Probleme dieser Welt lösen.

Derzeit befinden sich Hunderttausende Iraker auf der Flucht vor der ISIS. Deutschland hat im vergangenen Jahr erklärt, 101 Flüchtlinge aufzunehmen – angesichts der derzeitigen

Lage ein Tropfen auf den heißen Stein. Können oder wollen wir nicht mehr Flüchtlinge aufnehmen?

Es gibt einen breiten Konsens, dass Deutschland mehr tun kann, um Flüchtlinge aufzunehmen. Andererseits ist das natürlich leicht gesagt. Wir müssen zunächst vor Ort Voraussetzungen schaffen, damit die Menschen überhaupt nach Deutschland kommen können und nicht in Schiffe gezwungen werden, auf denen sie möglicherweise sterben. In Syrien gibt es Aufnahmeprogramme, die das regeln. Und ich finde: Es muss noch viel mehr passieren. Wir müssen uns öffnen. Die Zuwanderungsmöglichkeiten nach Europa müssen verändert werden. Wir brauchen eine andere Flüchtlingspolitik.

Dann wäre der nächste Schritt, die Dublin-II-Verordnung abzuschaffen, die regelt, dass ein Flüchtling dort Asyl beantragen muss, wo er innerhalb der europäischen Grenzen erstmalig den Fuß auf den Boden setzt – was Deutschland als Asylland nahezu ausschließt.

Ja. Das Regime der Dublin-Verordnung ist meiner Ansicht nach nicht geeignet, um mit dem derzeitigen Flüchtlingsstrom umzugehen. Wir müssen über Verteilungsquoten sprechen. Und darüber, ob Menschen möglicherweise Verwandte in europäischen Staaten haben, zu denen sie ziehen können. Im Moment gibt es für solche Veränderungen allerdings keine Mehrheiten.

Im Irak geht es vor allem auch um den Erhalt des christlichen Kulturerbes: Zwei Drittel der einst 1,5 Millionen Menschen starken christlichen Bevölkerung sind bereits ausgewandert. Was kann Deutschland tun, um den Christen vor Ort zu helfen?

Es muss auch weiterhin Regionen im Irak geben, wo Christen in einem sicheren Umfeld leben können. Ich habe den Eindruck, dass sich die christlichen Enklaven mehr und mehr auflösen unter dem Druck der ISIS. Hier ist die internationale Gemeinschaft gefordert. Wir müssen eine stabile Front gegen den Terror aufbauen. Auch hier ist natürlich die Frage: Mit welchen Mitteln kann man das tun? Lebte ich in der Region, würde ich mir sicherlich auch wünschen, militärisch geschützt zu werden. Dennoch denkt derzeit wohl niemand über eine militärische Intervention nach. Sollte es zu einer internationalen Diskussion darüber kommen, werden wir diese auch in Deutschland führen.

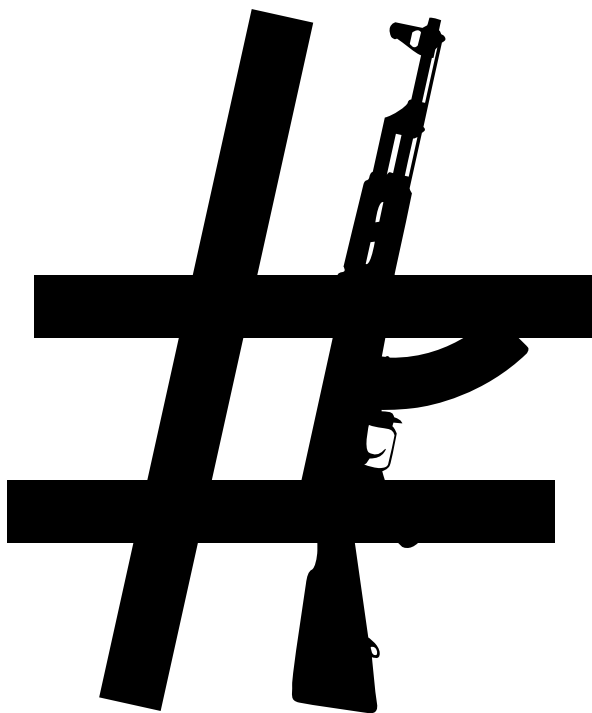
Ende Juni kam die inhaftierte sudanesisische Christin Mariam Jahia Ibrahim Ischag frei. Sie war wegen ihres Glaubens zum Tode verurteilt worden. Welche Rolle hat die deutsche Bundesregierung bei der Freilassung gespielt?

Im Nachhinein kann Ihnen das wohl niemand so genau sagen. Es gab von Anfang an von Seiten der Kanzlerin und auch des Außenministers sehr starke Interventionen in diese Richtung. Ich vermute, dass der internationale Druck einen großen Beitrag dazu geleistet hat, dass Frau Ibrahim nun auf freiem Fuß ist. Ein gutes Beispiel dafür, dass internationaler Druck auch ohne militärische Bedrohung etwas bewirken kann.

Herr Strässer, vielen Dank für das Gespräch! ■




Film zum Artikel online:
bit.ly/straesser-video



#HashtagInDerKrise

Radikale Gruppen wie „Islamischer Staat im Irak und in der Levante“ begleiten ihren Kampf mit einer ausgeklügelten Social-Media-Strategie. So sorgen sie für Begeisterung, Einschüchterung und Unterstützung. | VON DANIEL FRICK

Für die einen ist #GazaUnderAttack, die anderen sehen es genau umgekehrt: #IsraelUnderAttack. Über den Kurzmitteilungsdienst Twitter verbreiten Nutzer im Internet ihre Deutung des eskalierten Nahost-Konflikts. Um sicherzustellen, dass die jeweilige Perspektive Gehör findet, markieren sie wichtige Schlagworte mit einer Raute, auf Englisch heißt das „Hashtag“. Entweder wird also der Gazastreifen „angegriffen“ und Israel ist der Aggressor, oder es verhält sich eben andersherum. Auf welcher Seite man im Nahost-Konflikt steht, zeigt sich auf Twitter daran, wen man an den Anfang der Kausalkette von Tod und Zerstörung stellt.

In der zerklüfteten Twitter-Welt, in der die etwa 240 Millionen Nutzer mit 140 Zeichen für eine Botschaft auskommen müssen, ist die durch Hashtags erzeugte Bindungskraft unersetzlich. Im Falle des Nahost-Konfliktes funktioniert das ausgezeichnet: Gab man am Wochenende des 12./13. Juli im Suchfeld von Twitter nur die Zeichen „#“ und „g“ hintereinander ein, erschien #GazaUnderAttack mal als Erstes in der Liste der Suchvorschläge, mal als Zweites hinter #GERARG, den Länderkürzeln der Final-Teilnehmer der Fußball-WM, deren Spiel zu der Zeit anstand. Ebenso verhielt es sich mit #IsraelUnderAttack. Dieser Hashtag stritt sich in der Rangfolge der Hashtags mit „i“ mit #IanThorpe. Der australische Schwimmer, Olympiasieger und Weltrekordler hatte an besagtem Wochenende öffentlich bekannt gemacht, dass er schwul sei.

Das Ringen um Aufmerksamkeit bedient sich mal mehr, mal weniger skrupelloser Mittel. Vergleichsweise harmlos ist es, seinen eigenen Twitter-Namen herzugeben und sich nach dem je-

weiligen Hashtag zu benennen. Andere Nutzer, die nach dem Begriff suchen, stoßen dann womöglich direkt auf das eigene Konto. Diese Methode hat die #GazaUnderAttack-Fraktion mit Bravour betrieben, Twitter listet viele solcher Namen auf, wenn man danach sucht. Die #IsraelUnderAttack-Fraktion hat da Nachholbedarf: Nur zwei Nutzer benannten sich nach diesem Hashtag.

Fragwürdig wird es, wenn Nutzer bewusst falsche Informationen verbreiten. Der britische Sender BBC hat unlängst aufgedeckt, dass viele von ihnen unter dem Hashtag #GazaUnderAttack Bilder vom Gaza-Krieg 2008/09 auf Twitter stellten mit der Botschaft, dies sei ein „aktuelles“ Bild. Mitunter stammen die Bilder gar nicht aus dem Gazastreifen, sondern aus anderen Krisenherden wie Syrien oder dem Irak.

Dieser Methode haben sich nicht nur einzelne Nutzer mit ihren wenigen hundert Followern bedient, sondern auch beliebte Internetseiten, wie etwa der propalästinensische Blog Mondoweiss, dem mehr als 26.100 Menschen folgen. Dieser re-tweetete ein Bild von einem anderen Nutzer, das den Times Square in New York zeigt, wo auf Videoleinwänden der palästinensischen Vertreibung, der sogenannten Nakba im ersten israelisch-arabischen Krieg 1948/49, gedacht wurde. Anlass war der Nakba-Tag am 15. Mai. Ein solches Bild, verbreitet zum Zeitpunkt der Gazakrise, wirkt so, als ob es breite Unterstützung für die Palästinenser – gar für die Hamas? – gäbe. Zumal Mondoweiss in einem Tweet kurz zuvor ins Netz warf: „In Bildern: Weltweite Proteste gegen israelischen Angriff auf Gaza“.



„Alle Augen auf ISIS“ und „Unheil wird über die USA hereinbrechen“: ISIS-Sympathisanten nutzen Twitter als Plattform für ihre Propaganda



Fotos: Twitter / Screenshots pro

40.000 Tweets an einem Tag

Es sind jedoch nicht nur Twitter-Nutzer oder Betreiber von Blogs, die mit der einen oder anderen Seite eines Konflikts sympathisieren und relativ unorganisiert für Aufmerksamkeit sorgen. Auch Terror-Gruppen selbst bedienen sich der sozialen Medien. Das ist an sich keine neue Entwicklung. Doch während bislang meist Internet-Foren gebraucht wurden, um Botschaften weiterzuverbreiten, setzt die Terror-Gruppe „Islamischer Staat im Irak und in Syrien“ (ISIS) fast ausschließlich auf Twitter.

Mit einer ausgeklügelten Social-Media-Strategie erreicht ISIS eine „nie dagewesene Breitenwirkung“. Das meint jedenfalls der amerikanische Politik-Analyst J. M. Berger. Die Organisation, die seit Jahresbeginn einen Feldzug in der Levante führt, um dort ein islamisches Kalifat zu errichten, hat für ihre Zwecke eigens eine App namens „Der Anbruch guter Nachrichten“ entwickelt. Damit erhält die Terror-Gruppe Zugriff auf die Twitter-Profile williger Nutzer und kann in deren Namen ihre Botschaften versenden. Mit dieser Methode erhält ISIS nicht nur erheblich mehr Reichweite. Tweets, die auf diese Weise versendet werden, wirken so, als ob die Nutzer selbst am Kampf beteiligt seien oder zumindest selbst die Botschaften verschickten. Am 10. Juni, als die Kämpfer die zweitgrößte irakische Stadt Mossul einnahmen, versandte ISIS auf diese Weise etwa 40.000 Tweets.

Zu den Informationen, die so mit einem Klick in alle Welt verbreitet werden, gehören nicht nur einfache Nachrichten – etwa über den Fortschritt der Gebietseroberungen –, sondern auch Bilder von Enthauptungen, Links zu „inspirierenden“ Kurzvideos mit Reden von Kämpfern oder ganze Filme – wie etwa der 60-minütige Streifen „Das Klirren der Schwerter IV“. Darin zu sehen sind Aufrufe zum Kampf, Kampfszenen oder Gefangene der ISIS, die ihr eigenes Grab ausheben.

Die verbreitete Propaganda dient nicht nur der Rekrutierung neuer Kämpfer, sondern auch der Einschüchterung von Gegnern: Vor dem angeblich anstehenden Sturm auf Bagdad versandte ISIS mithilfe ihrer App ein bearbeitetes Bild, auf dem über einem Bagdader Gebäude die ISIS-Fahne weht. Dazu der Schriftzug: „Bagdad, wir kommen.“ Das aber sei ein Bluff gewesen, sagt Martin Chulov, Nahost-Korrespondent der englischen Zeitung Guardian. „Die Angst vor einem Sturm auf Bagdad kommt von der Social-Media-Kampagne, nicht von der Wirk-

lichkeit. Die haben nicht genug Mann, um die Stadt zu erobern.“ Tatsächlich hörte man in der Berichterstattung viel von einem anstehenden Sturm auf Bagdad, der bis heute jedoch ausgeblieben ist. Mithilfe von Twitter wirkt ISIS größer, als sie ist.

Neben dieser medialen Propaganda bedient sich ISIS noch eines weiteren Mittels: Sie organisiert Hashtag-Kampagnen. Wie J. M. Berger in einem Artikel für die amerikanische Zeitschrift The Atlantic erklärt, tweeteten tausende Aktivisten zur Zeit bestimmte Hashtags wie #AllEyesOnISIS (Alle Augen auf ISIS) oder #CalamityWillBefallTheUS (Unheil wird über die USA hereinbrechen). Durch die schiere Masse werden diese Hashtags auf Twitter kurzfristig zum Trend. Auf diese Weise überbiete ISIS auch konkurrierende Terror-Gruppen wie die al-Nusra-Front an Reichweite.

Für J. M. Berger ist das eine „Kombination aus einem sehr ambitionierten Militärfeldzug und einer sehr ambitionierten PR-Kampagne“. Diese Art von Öffentlichkeitsarbeit führe dazu, dass sich mehr Menschen der Gruppe anschließen oder sie finanziell unterstützen, sagt Berger gegenüber dem amerikanischen Sender CBS News. John Little, der mit der Internetseite „Blogs of War“ die weltweite Entwicklung des Terrorismus beobachtet, ist ebenfalls erstaunt, wie ISIS mithilfe von Twitter Gleichgesinnte in aller Welt zusammenführt. „Die Unmittelbarkeit und Häufigkeit der Kommunikation zwischen absolut barbarischen Kräften des Bösen und Menschen fernab der Konflikte ist relativ neu“, schreibt er.

Nahe am Geschehen

„Menschen fernab der Konflikte“ – das bedeutet auch, dass sich der Sturm auf Twitter, den ISIS veranstaltet, bis hinein nach Deutschland auswirkt. Der aktuelle Verfassungsschutzbericht spricht von einer „beispiellosen Propagandawelle“ der Islamisten. Deren Botschaften, Bilder und Videos führten zu einer „hohen Emotionalisierung“. Die Betrachtung dieser über Social Media verbreiteten Medien führe dazu, dass junge Menschen den Schauplatz des Dschihad aufsuchen und bereit sind, im bewaffneten Kampf ihr Leben zu lassen. Wenn sie dies nicht tun, unterstützen sie die Islamisten finanziell.

Dem Verfassungsschutz sind bislang 320 Personen bekannt, die aus Deutschland nach Syrien gegangen sind, um dort zu kämpfen. Mehr als zwei Dutzend von ihnen seien dort umge-

kommen, sagte der Präsident des Bundesamtes für Verfassungsschutz, Hans-Georg Maaßen, im Juni. Von den etwa 100, teils kampferprobten Rückkehrern gehe eine „erhebliche Gefahr“ aus: Zurück in Deutschland könnten sie Terror-Anschläge planen oder weitere Extremisten anwerben.

Schon seit einigen Jahren sind die Probleme dieser „Selbstradikalisierung“ durch das Internet bekannt. „Der islamistische Terrorismus hat sich sowohl globalisiert als auch individualisiert“, hält der Verfassungsschutzbericht fest. Und dies ist nach wie vor eines der größten Probleme für die Sicherheitsbehörden: Einzeltäter, die nicht zu klassischen Terror-Netzwerken gehören, lassen sich kaum ausfindig machen, um Tatvorbereitungen im frühen Stadium zu erkennen.

Sisyphos-Arbeit gegen Propaganda

Natürlich geht auch Twitter selbst gegen Konten von Islamisten vor. Laut den Richtlinien der Kurznachrichten-Plattform sind Tweets verboten, die „Gewalt und Drohungen“ enthalten. Vier Tage nachdem ISIS-Kämpfer Mossul erobert hatten, sperrte Twitter sechs Konten, die von dem Vormarsch live berichtet hatten. Das Sperren dieser Konten erweist sich jedoch als Sisyphos-Arbeit. Denn neue Konten unter anderem Namen sind leicht zu erstellen. Und wenn Twitter den jeweiligen Computer gesperrt haben sollte, gibt es genug Möglichkeiten, dessen Identität zu verbergen. Anleitungen dazu kursieren selbstverständlich auch unter den Islamisten im Internet.

Können auch die Nutzer etwas gegen die Propaganda-Maschinerie tun? Zunächst hilft der kritische Blick jedes einzelnen. Stimmen die Bilder? Wann wurden sie verbreitet? Sind die Informationen Fakten oder als Fakten verbreitete Gerüchte? Dann besteht die Möglichkeit, mit einem eigenen Tweet korrigierend einzugreifen und die betreffenden Twitter-Nutzer direkt anzuschreiben.

John Little von „Blogs of War“ schlägt vor, bei Antworten auf Falschinformation oder Propaganda nicht die Hashtags der „Gegner“ zu nutzen. Das spiele diesen nur in die Hände. Mehr als alles andere empfiehlt er jedoch, Extremisten im Netz einfach zu ignorieren. „Mache so wenig wie möglich, um sie in ihrem Versuch zu unterstützen, Angst und Einschüchterung zu verbreiten.“ Tatsächlich liegt es nahe, dass ein wohlgemeinter Tweet, der etwa die Aufmerksamkeit auf durch ISIS verfolgte Christen lenken möchte, eben auch zu einer Erfolgsmeldung für die Terroristen wird, wie etwa der Tweet von @JoeC1776 am 22. Juli: „#PureEvil #ISIS (...) 17 Christian girls at a party in Mosul murdered by ISIS“ („das pure Böse #ISIS (...) 17 christliche Mädchen auf einer Feier in Mossul getötet“).

Will man Propaganda jeglicher Art auf Twitter entgegenwirken, ist also eine Mischung aus Kreativität und Klugheit gefragt. Im Fall von ISIS können sich Nutzer etwa hinter dem Hashtag #NO2ISIS (Nein zu ISIS) versammeln, um ihren Protest zu bekunden. Der Kreativität sind mit der Beschränkung auf 140 Zeichen zwar Grenzen gesetzt. Aber wenigstens besteht in dieser Hinsicht Waffengleichheit. ■



Einladung zum Kongress

Menschenrecht Religionsfreiheit – Wie schützen wir verfolgte Christen?

Montag und Dienstag, 15. und 16. September 2014
Sitzungssaal der CDU/CSU-Fraktion im Deutschen Bundestag
Raum 3 N 001, Deutscher Bundestag, Berlin

Erzbischof Dr. Ludwig Schick
Erzbischof von Bamberg und Vorsitzender der Kommission Weltkirche der Deutschen Bischofskonferenz

Dr. Gerd Müller MdB
Bundesminister für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung

Landesbischof i.R. Dr. Ulrich Fischer
Ratsmitglied der Evangelischen Kirche in Deutschland

Volker Kauder MdB
Vorsitzender der CDU/CSU-Fraktion im Deutschen Bundestag

Programm und Anmeldung bitte bis zum 5. September unter www.cducsu.de/veranstaltungen

CDU CSU
Fraktion im Deutschen Bundestag

Anzeigen

Israelkonferenzen 2014

„Israel und seine Nachbarn – wie denkt Gott über sie?“

■ **58339 Breckerfeld (Jerusalem Halle):**
31. Oktober (ab 19:00)
1. November (ab 09:30)

Jetzt
anmelden!

■ **73734 Esslingen a.N. / Berkheim (Osterfeldhalle):**
25. Oktober (ab 10.00 Uhr)

Armin Bachor
ist Theologischer Leiter und Geschäftsführer des Evangeliumsdienstes für Israel (edi) und Reisereferent.
Gast-Referent in Breckerfeld

Steve Herzog ist Direktor von „Friends of Israel“ (FOI) Nordamerika (USA). Er ist messianischer Jude, Buchautor und internat. Konferenzredner.
Gast-Referent an beiden Konferenzorten

✚

Weitere Infos: Bibel-Center
(0 23 38) 1071
Anmeldung unter:
anmeldung@bibel-center.de

✚

Der Dschihadist von nebenan

Ein einst schüchterner Junge aus Solingen verübt für die Terrorgruppe ISIS einen Selbstmordanschlag im Irak. Wie aus Robert Baum der Islamist Abdul Hakim wurde. | VON MICHAEL ORTMANN

Der junge Mann mit den weichen Gesichtszügen und dem sanften Lächeln wirkt unscheinbar, geradezu schüchtern. Robert Baum ist niemand, dem man Schlimmes zutraut. Der nette Junge von nebenan, das kommt vermutlich vielen schnell in den Sinn. Doch dieses Bild greift zu kurz, ist lediglich das Ergebnis einer flüchtigen Betrachtung. Denn auf einem Bild, das im Internet kursiert, ist der nette Solinger mit einem Sturmgewehr im Anschlag zu sehen, aufgenommen irgendwo in Syrien. Es zeigt einen anderen Robert Baum. Einen, der für die ISIS kämpft, eine der brutalsten Terrororganisationen der Moderne.

Doch was um alles in der Welt ist mit ihm passiert? Wieso wird der Junge aus Solingen zum Schlächter in Syrien? Warum will der Junge mit dem sanften Lächeln jetzt auf einmal töten?

Mit Hänseleien in der Schule ging es los

Viele stellen sich diese Frage. Die Mutter von Robert, Marlies Baum, ganz bestimmt. Immer wieder sucht sie nach Antworten, vermutlich hat ihr das in vielen Nächten den Schlaf geraubt. Auch seine Lehrer stellen sich höchstwahrscheinlich die Frage. Und ohne Zweifel auch viele seiner Freunde und Bekannten aus Solingen, das etwa 30 Kilometer von Köln entfernt liegt. Eine schlüssige Antwort hat aber auch von ihnen keiner bekommen.

Sicher ist, Roberts Leben war anstrengend. In der Schule ist er ein Außenseiter. Er wird gehänselt, verachtet und ist einsam.

Mitläufer oder wirklich überzeugt? Robert Baum, Solinger Junge und ISIS-Kämpfer



Am Ende bricht er die Schule fast zwangsläufig in der neunten Klasse ab. Als er 13 Jahre alt ist, stirbt sein Vater an Krebs. Ein einschneidendes Erlebnis, ohne Frage. Irgendwann in dieser Zeit reift eine Idee heran. Er will jetzt zur Bundeswehr, er will Panzer fahren. Der Unscheinbare, der Zurückhaltende, der Schüchterne sucht sein Seelenheil in einer stählernen Hightech-Waffe. Ein gefährlicher Koloss, mit dem man vortrefflich Schüchternheit und Angst übertönen kann. Und er will in den Krieg nach Afghanistan. Mit der Bundeswehr und internationalem Mandat.

Doch seine Vorgesetzten sehen ihn nicht an vorderster Front. Ein banaler Bürojob wird ihm zugewiesen. Kein Panzer, kein Auslandseinsatz, Roberts Leben bleibt gewöhnlich. Irgendwann muss er nach neuer Sinngebung gesucht haben. Und dabei gerät er in den Sog rechter Gesinnung. Zu seinem Wortschatz gehören nun Naziparolen und ausländerfeindliche Phrasen. Er ist vermutlich nur ein Mitläufer, jemand, der sucht und nimmt, was er gerade findet. Ein bekanntes Phänomen in vielen Kreisen. Auch in extremistischen. Erst recht in dschihadistischen. Immer wieder tauchen dort Lebensläufe mit kleinen und großen Brüchen auf. Einige waren vorher kriminell, andere Kiffer oder Schläger, alles Sinnsucher, nur mit dem Koran hatten viele nichts zu tun.

Vom Rechtsextremismus zum Islam

2009 verliert das rechte Lager scheinbar schnell an Strahlkraft. Vermutlich sind es wieder Freunde oder Bekannte, die ihm einen neuen Weg der Selbstfindung aufzeigen. Denn nun wird Robert Moslem und nennt sich Abdul Hakim. Doch gläubig zu sein allein reicht ihm nicht. Er will es radikal. Und so wird aus dem früheren Atheisten fast übergangslos ein radikaler Islamist. In den extremistischen Zirkeln von Bonn, Solingen, Köln und Hamburg ist er nun unterwegs. Angezogen von der ultrakonservativen Koranauslegung findet er nun scheinbar, wonach er sich lange gesehnt hat. Einfache Antworten auf hochkomplexe Lebensfragen – und Anerkennung, Freundschaft, Abenteuer und Zugehörigkeit unter Extremisten. Er wird Teil einer verschworenen Gemeinschaft, einer Allianz mit dem Ziel, den unterdrückten Moslems in der Welt zu helfen. Ein hehres Ziel für jemanden, der sein eigenes Leben kaum in den Griff bekommt.

2011 explodiert die Welt in der Ferne. Syrien wird zum Kriegsschauplatz und zum Ziel dschihadistischer Terrorfantasien. Über 200 Gruppen bekämpfen sich dort bis aufs Blut. ISIS, was so viel bedeutet wie Islamischer Staat im Irak und Syrien (oder auch Levante, Großsyrien), ist die größte und brutalste unter

ihnen. Und gerade in den Schlagzeilen und scheinbar auf dem Durchmarsch. Mit geschätzten 10.000 bis 15.000 Kämpfern aus allen Ländern der Welt fegt die Gruppe über den Irak hinweg. Sie erobern Städte wie Mossul oder die Provinzen Ninive oder Anbar im Sturm und sind dabei so erfolgreich wie nie. In Mossul fallen ihnen nicht nur hochmoderne Waffen der davongelaufenen Soldaten der irakischen Armee in die Hände, sondern auch die Geld- und Goldreserven der Stadt in Höhe von 430 Millionen Dollar. Damit lässt sich viel Terror und Tod finanzieren. Ihr Ziel ist die Errichtung eines islamischen Staates in Syrien und dem Irak, sowie im Libanon, Israel und Jordanien. Unterstützt werden sie dabei von einigen sunnitischen Kräften, die sich von der schiitischen Regierung al-Malikis unterdrückt fühlen.



Fotos: SternTV, Screenshots pro

Christian E. und Robert Baum: Schon 2012 versuchte ein Kamerateam von stern-TV herauszufinden, was die Jugendlichen am Islamismus reizt

Robert Baum beschäftigt zu dieser Zeit zum ersten Mal die Sicherheitsbehörden und die Medien. Am 15. Juli 2011 werden er und ein Freund namens Christian E. in Dover bei der Einreise nach Großbritannien von einer Spezialeinheit festgenommen. Sie haben verbotenes Propaganda-Material dabei. „39 Schritte, den Dschihad zu unterstützen“ und eine gedruckte Ausgabe des englischsprachigen Onlinemagazins „Inspire“ des Terrornetzwerkes Al-Kaida. Zudem finden sich auch Bombenbauanleitungen im Gepäck. Wo die jungen Männer hinwollen, verraten sie nicht, wohin sie gehen, ist nachvollziehbar: in Untersuchungshaft.

Roberts Freund Christian E. ist bereits mehrfach vorbestraft und hat großen Einfluss auf ihn. Christian führt und Robert folgt. Vermutlich ist es wie immer eher die Angst vor der Einsamkeit und die Sehnsucht nach Führung, die Robert in die Hände anderer treibt, als der Hang zum Extremismus. Dennoch, Robert geht mit, wohin es andere zieht. Ein Jahr später, also 2012, werden dann beide in London zu Haftstrafen verurteilt. Da aber die U-Haft angerechnet wird, kommt er zur Bewährung frei. Geläutert ist er nicht, bleibt unruhig.

Sofort beteiligt er sich an der Verteilung kostenloser Koranexemplare in deutschen Städten. Spätestens jetzt wird deutlich: Robert ist auf einer Mission und es wird eine Reise ohne Wiederkehr. Doch das ahnt er noch nicht.

Das letzte, was wir noch wissen, ist, dass er eine Sprachschule in Ägypten besucht. Anschließend taucht er noch einmal kurz in

Deutschland auf, dann ist er weg. Seine Mutter Marlies hat noch Kontakt zur Polizei, doch ihr Sohn ist da längst schon auf dem Weg in den Krieg. Wie geschätzte 330 andere Deutsche auch. Der nette und schüchterne Junge aus Solingen ist jetzt bei einer der brutalsten Islamistengruppen in Syrien untergekommen: der ISIS.

Terror-Kampagne auch im Internet

ISIS ist eine moderne Rebellenformation ganz nach dem Geschmack der jungen wilden Dschihadisten. Sie sind in allen sozialen Netzen vertreten, sie twittern, liken und posten beinahe jede Minute ihre vermeintlichen und tatsächlichen Erfolge und stellen Videos und Fotos ins Netz, die selbst für Hartgesottene kaum zu ertragen sind. Junge Männer strahlen über das ganze Gesicht und präsentieren dabei stolz abgeschlagene Köpfe, sie gehen mit der Kamera auf zerstückelte Leichen zu und rufen dabei inbrünstig „Allahu Akbar“ (Gott ist groß). Sie zeigen sich mit Stolz geschwellter Brust und einem Lächeln auf den Lippen, während sie gerade einem oder mehreren Unbekannten eine Kugel hinterrücks in den Schädel jagen.

Schon früh war die 2003 gegründete Organisation vor allem eins: grausam. Und dieses Image hegen und pflegen sie mit Hingabe. Unter ihrem früheren Chef Abu Musab az-Sarqawi richtete sich ihr Hass gegen jeden, der sich ihnen in den Weg stellte. Das waren Politiker, Soldaten, Zivilisten, Kurden, Schiiten, völlig egal. Und natürlich auch Christen. Wer nicht mit ihnen ist, ist gegen sie. Und wer gegen sie ist, der muss sich fürchten. Zwar hatte man vorher auch schon ähnliche Drohgebärden aus den USA unter George W. Bush vernommen. Doch jetzt ist es die radikale und menschenverachtende Agenda von Extremisten. Und Feinde entführte man oder erschoss sie gleich. Erst später entdeckten sie die mediale Wucht der großen und gezielten Anschläge mit zahlreichen Toten und betteten sie gleich in eine neue Strategie ein. Und die trug tödliche Früchte. Allein im Jahr 2007 starben fast 2.000 Menschen bei Anschlägen.

Nachdem nicht nur az-Sarqawi, sondern auch seine Nachfolger Abu Ayyub al-Masri und Abu Abdullah al-Rashid al-Baghdadi (beide getötet 2010) im selben Jahr ums Leben kamen, ist nun Abu Bakr al-Baghdadi Chef der knapp 15.000-Mann starken Killerbrigade, ein ehrgeiziger und rücksichtsloser Herrscher.

Ein Tod wie zu viele andere

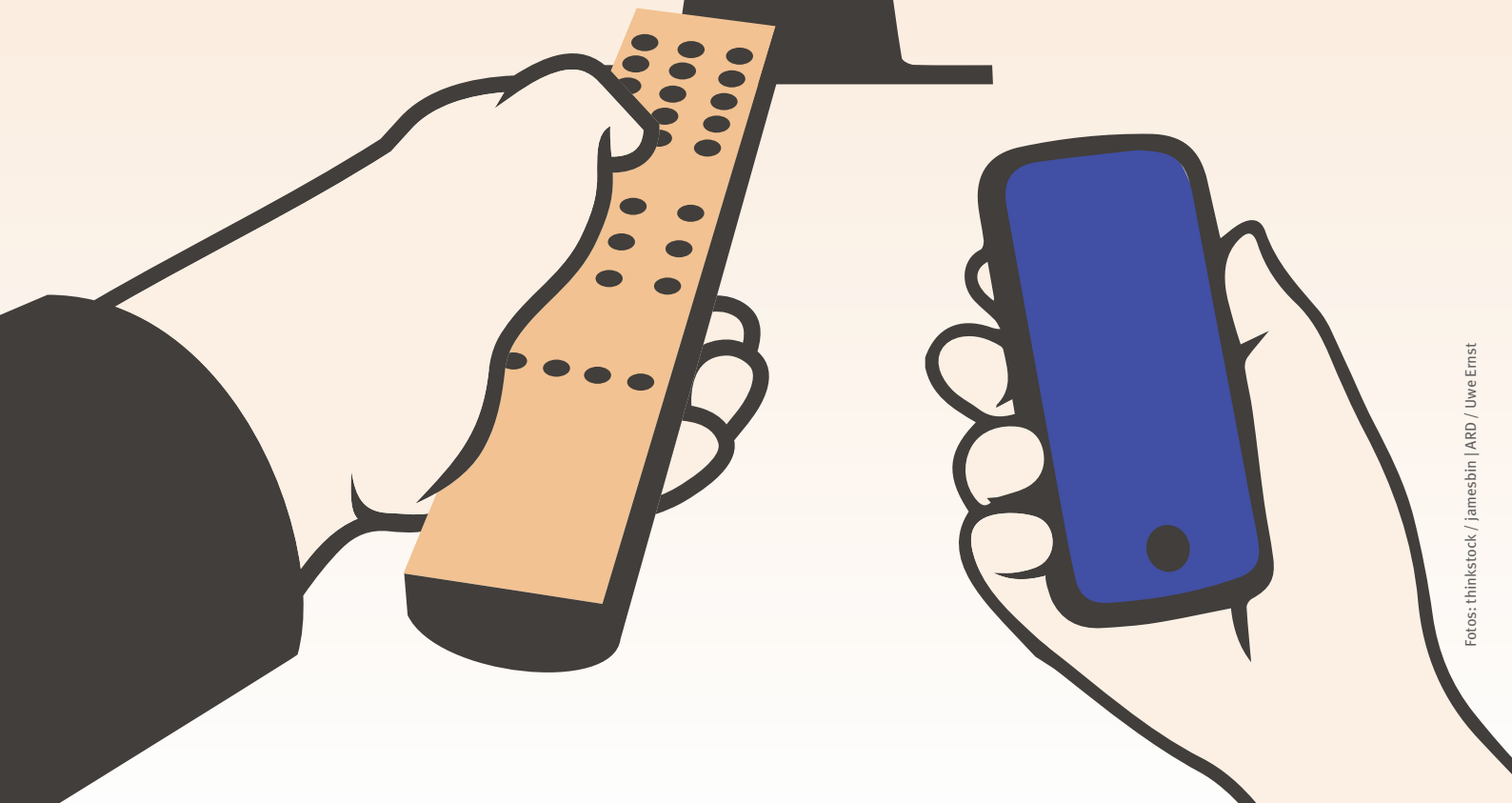
Er legte sich mit Zawahiri an, dem untergetauchten Al-Kaida-Chef und Nachfolger von Osama bin Laden, und er kennt nur ein Ziel: Er will ein möglichst großes Gebiet erobern und umbauen, in einen Staat ganz nach seiner radikalen Fassung. Es ist eine Utopie, der sie hinterherjagen. Kaum ein Experte, der diese Vision für möglich hält. Und noch immer ist Skepsis angebracht. Denn die Erfolge sind zwar beeindruckend, aber noch ist aus den Eroberungen kein Staat geworden, und die Gegner formieren sich.

Welche Aufgabe innerhalb der ISIS Robert Baum hatte, ist unbekannt. Ob er auch für andere Gruppen kämpfte, wissen wir nicht. Ob er glücklich war oder verzweifelt, ob er endlich gefunden hatte, was er immer suchte oder ob er am Ende leer ausging; alle diese Fragen bleiben unbeantwortet. Denn Robert, der Mann mit dem schüchternen Lächeln, der nette Junge von nebenan, ist tot. Er kam bei einem Selbstmordanschlag ums Leben. ■

Smartphone und Fernbedienung

Das Fernsehen ist alt. Das Internet ist neu. Kommen sich beide Techniken in die Quere? Längst stiehlt das Netz dem Fernseher die Aufmerksamkeit, und das Smartphone liegt öfter in der Hand des Zuschauers als die Fernbedienung. Doch was, wenn sich beide Techniken miteinander vereinen lassen? | VON JÖRN SCHUMACHER

Der Start der neuen ARD-Show „Quiz-Duell“ mit Jörg Pilawa floppte. Aber Smartphones und Tablets wollen die öffentlich-rechtlichen Fernsehsender dennoch mehr ins Programm einbinden



Wenn sonntagabends der Tatort in der ARD läuft, findet parallel im Internet etwas statt, was beispielhaft ist für einen deutlichen Wandel in der Mediennutzung: Bei Twitter rauscht es, und die 27 Jahre alte Kultsendung wird so fleißig kommentiert wie kaum eine andere. Unter dem Hashtag #tatort findet sich die Netzgemeinde zusammen, um die Krimiserie, die viele noch aus ihren Kindheitstagen kennen, zu kommentieren. Der Fernseher ist längst um eine virtuelle Dimension reicher geworden. Die Süddeutsche Zeitung nannte dieses virtuelle Brummen der „Twitter-Spießer“ jüngst ein „allsonntägliches Fest der hämisch schlechten Laune und einen Überbietungswettbewerb in teutonischer Witzschkeit“.

Das Smartphone und der Tablet-Computer liegen mittlerweile ebenso selbstverständlich beim Fernsehgucken auf dem Sofa wie die Fernbedienung. Jeder zweite Deutsche beschäftigt sich häufig parallel zum Fernsehen mit seinem Handy, ergaben Umfragen. In Amerika sollen sogar 83 Prozent parallel im Netz surfen, während sie fernsehen, sagen die Meinungsforscher vom amerikanischen Institut Penn Schoen Berland. Das Fernsehprogramm wird kommentiert und „getagt“, „geliket“ und „gesharet“, hauptsächlich über Twitter und Facebook. Die Fachwelt hat für das Phänomen den Namen „Social TV“ erfunden. Freunde und Familienmitglieder schauen wie früher miteinander dasselbe Fernsehprogramm, obwohl sie nicht auf demselben Sofa sitzen. Und mit wildfremden Menschen kann der Zuschauer über das Programm quatschen wie sonst nur mit Freunden.

Das Rundshow-Experiment

Der Journalist Richard Gutjahr, der mit der „Rundshow“ vor zwei Jahren im Bayerischen Rundfunk selbst ein Experiment in Sachen Fernsehen und Internet durchführen durfte, gilt als Experte für den Medienwandel, der sich gerade vollzieht. Das Internet in der Hosentasche ist aus dem alltäglichen Leben eben nicht mehr wegzudenken. Da ist es kein Wunder, dass sich das Fernsehen deswegen langsam neu orientieren muss. Virtuell mit Millionen anderen über das Fernsehprogramm ablästern, obwohl die anderen weit weg sind, sorgt wieder für ein Gemeinschaftsgefühl, sagt Gutjahr. In der „Rundshow“, die im Mai 2012 mit 16 Ausgaben lief, wurde besonders auf die Anbindung ans Netz und seine „Bewohner“ geachtet. Gutjahr dachte sich ein Konzept aus, bei dem der Zuschauer über eine App eigene Fotos und Videos beisteuern, aber auch seine persönliche Stimmung ins Studio einbringen konnte: Drückten zu viele Nutzer zu Hause auf dem Handy den Button für ein „Buh!“, hörten die Moderatoren im Studio ein Buh-Rufen vom Band, oder entsprechend einen Applaus, wenn viele Menschen auf „Applaus“ drückten. Sicher war die vierwöchige Reihe im BR nur ein Experiment, das auch schnell wieder vom Bildschirm verschwand. Zu klein war die Möglichkeit, tatsächlich Einfluss zu nehmen auf das Geschehen auf dem Bildschirm. Dennoch ist offensichtlich, dass die Fernsehmacher seither nach innovativen Wegen suchen, das Internet und das Fernsehen miteinander zu verbinden.

Längst werben große Sender bewusst darum, das Smartphone beim Fernsehgucken zu nutzen. CNN blendet zu jedem Journalisten dessen Twitter-Namen ein. Über das Portal „iReport“ können CNN-Zuschauer eigene Handy-Videos von aktuellen Ereignissen posten, die der Sender gegebenenfalls ausstrahlt.

Die Tatort-Redaktion der ARD hat ihrerseits im Mai 2012 ein Experiment unternommen, um die Internet-Nutzer mit an Bord zu holen. Der Hobby-Ermittler zu Hause konnte in einem Spiel selbst aktiv werden, Verdächtige befragen und Indizien zum ausgestrahlten Fall sammeln. Das Konzept mit dem Namen „Tatort+“ kam gut an. Mehr als 100.000 Menschen haben mitgemacht, teilte die ARD mit und brachte im Folgejahr mit „Spiel auf Zeit“ gleich eine zweite Ausgabe.

Mit dem Handy im Kino

Für Marketing-Strategen ist die Kombination aus Fernsehen und unmittelbarer Beteiligung des Zuschauers übers Netz ein Traum. Das größte Ziel gerade bei privaten, also auf Werbung angewiesenen Sendern ist es, ein möglichst großes Rauschen in den sozialen Netzwerken zu erzeugen, den „Buzz“. Umfragen, die sich allerdings auf amerikanische Nutzer beziehen, zeigen, dass drei von zehn Befragten sich deshalb schon mal eine Fernsehsendung oder einen Film angesehen haben, weil sie in den sozialen Netzwerken darüber gelesen haben. Auch im Kino selbst wird das Handy selten ausgestellt. Unter den von Penn Schoen Berland befragten Amerikanern zwischen 18 und 34 Jahren gaben mehr als die Hälfte an, bei Filmvorstellungen im Kino weiter fröhlich Textnachrichten zu verschicken. 27 Prozent sind im Kino bei Facebook aktiv, und knapp jeder Fünfte telefoniert sogar während der Vorstellung.

Da ist es nur konsequent, für das Handy im Kino einen sinnvollen Einsatz zu finden: Seit Kurzem können sich die 1,4 Millionen Hörgeschädigten in Deutschland über die kostenlose Handy-App „Starks“ freuen. Sie blendet auf dem Display den Untertitel des aktuell laufenden Films ein. Außerdem hilft die ebenfalls kostenlose App „Greta“ Blinden beim Kinobesuch: Sie liefert über den Kopfhörer Filmbeschreibungen zum Film. Auch die Firma Sennheiser will im Herbst ein System namens „CinemaConnect“ präsentieren, das über ein eigenes WLAN-Netz im Kinosaal akustische Beschreibungen kostenlos auf das Handy des Besuchers streamt.

TV-Boom dank Facebook

Eine anfangs eigentlich sehr erfolglose Sendung auf RTL II erfuhr einen regelrechten Schub, nachdem die Macher Facebook mit einbanden und das soziale Netzwerk quasi als Brücke zwischen Fernsehwelt und realer Welt aufstellten. Bei „Berlin Tag & Nacht“ tun Laiendarsteller so, als würden sie ein normales WG-Leben führen. In Wirklichkeit ist die scheinbare Live-Sendung „geskriptet“, folgt also einem Drehbuch. Ob die – hauptsächlich jugendlichen – Zuschauer dies so mitbekommen, sei dahingestellt. Bei Facebook jedenfalls posten die Darsteller so rege und authentisch Videos, Fotos und ganz persönliche Anliegen, als führten sie das Serienleben wirklich; und die Kommentare der anderen Facebook-Nutzer lassen nicht wirklich erkennen, ob den Zuschauern klar ist, dass es sich um ein fiktives Leben aus einem Drehbuch handelt. Im Jahr 2011 gestartet, erreichte „Berlin Tag & Nacht“ zunächst nicht die gewünschte Zuschauerzahl und sollte abgesetzt werden. Doch mit dem Einzug von Facebook und damit der Verbindung zum realen Leben der durchschnittlichen Teenager erreichte sie plötzlich traumhafte Quoten von über 10 Prozent.

Besonders interessant wird das Fernsehen 2.0 immer dann, wenn der Zuschauer über eine eigene App an Bord geholt werden

soll. Die ARD versuchte es in diesem Jahr mit der Übertragung des beliebten Handy-Spiels „Quizduell“ aufs Fernsehen. Die Idee war gut, und das Interesse groß. Leider entpuppte sich die Aufgabe als zu große technische Herausforderung. Moderator Jörg Pilawa verzweifelte anfangs fast wegen der vielen technischen Pannen, und die Kritiken waren voller Häme. Auch wenn es dann endlich klappte mit der Verbindung ins Netz da draußen, stellte die ARD das Format nach drei Wochen wieder ein. Dabei lag die Einschaltquote höher als bei der Soap „Verbotene Liebe“, die zuvor auf diesem Sendeplatz lief. Fazit: Das Interesse in der Bevölkerung ist groß, doch die Technik ist oft noch nicht reif.

Auch das ZDF sucht fleißig weiter nach neuen Wegen im Internet-Zeitalter. Ebenfalls im Mai strahlte es den in den Niederlanden produzierten Film „App“ aus. Es ist der erste Kinofilm mit „Second Screen“-Technologie. Das bedeutet, dass der Zuschauer Inhalte parallel zum Fernsehbild auf seinem Smartphone präsentiert bekommt. Im 75-minütigen Thriller bekommt eine junge Studentin eine böse App auf ihr Handy gespielt, die Parallelen zu Apples Helferlein „Siri“ hat und auch so ähnlich heißt, nämlich „Iris“. Der Zuschauer, der eine ähnlich

aussehende kostenlose App auf seinem Handy oder Tablet installiert hat, bekommt Mehrinformationen, andere Kameraeinstellungen oder SMS-Nachrichten, die sich die Protagonisten schicken. Die App des Zuschauers erkennt am Ton, welche Stelle des Films gerade läuft. Die Technik funktionierte, das Konzept beeindruckte, und es wäre erfreulich, derartige Sendungen in Zukunft häufiger zu sehen. Allerdings litt das Drehbuch unter der innovativen technischen Idee, sodass die Handlung von „App“ kaum zu ertragen war.

Auch während der Fußball-Weltmeisterschaft in Brasilien bemühte sich das ZDF darum, die neue Technologie, die millionenfach auf den Wohnzimmertischen liegt, zu nutzen. In der Mediathek-App des Senders fand der Nutzer zusätzliche Kameraeinstellungen für die Fußballspiele und konnte sich spannende Szenen noch einmal ansehen. Wie selbstverständlich gehen die Moderatoren von Sportsendungen wie der WM-Show mittlerweile zudem auf Postings aus der Internet-Gemeinde ein, zeigen witzige Fotos oder Videos, die zum Thema passen. Der gemeinsame Weg von Fernsehen und Internet ist geebnet. Aber viel Betrieb ist auf diesem Weg noch nicht. ■

„Der Fernseher tritt in den Hintergrund“



Richard Gutjahr ist Journalist und Blogger. Er arbeitet seit 14 Jahren für die ARD, er moderiert die Nachrichtensendung „WDR aktuell“ sowie die Spätausgabe der BR-Rundschau. Daneben schreibt er regelmäßig als Kolumnist für die Münchner Abendzeitung und den Berliner Tagesspiegel. Im Sommer 2012 moderierte Gutjahr ein von ihm entwickeltes SocialTV-Projekt namens „Rundshow“. Er ist mit der ehemaligen israelischen Knesset-Abgeordneten Einat Wilf verheiratet und lebt in Tel Aviv und München.

pro: Als „Social TV“ bezeichnet man die Verbindung von Fernsehen und sozialen Medien. Was hat sich dadurch verändert?

Richard Gutjahr: Fernsehen war immer „social“. Die Menschen haben immer gerne zusammen geguckt. Sei es als Drei-Generationen-Familie oder beim Public Viewing. Wir Menschen sind sozial veranlagt, und wir wollen das, was wir im Fernsehen sehen, zusammen bereden. Das hat sich aber radikal verändert. Früher hat man gefragt: „Hast du gestern Abend ‚Wetten, dass...?‘

gesehen?“, und heute fragen wir: „In welcher Serie hängst du gerade?“ Jeder macht mittlerweile sein eigenes Programm. Durch die Technologie von heute sitzt man nicht mehr vor einem Bildschirm, sondern die Familie sitzt in drei verschiedenen Zimmern vor drei verschiedenen Bildschirmen. Die Rückkanäle sind das, was uns alle wieder miteinander verbindet. Ich kann über den Second Screen (also einen Computer oder ein Smartphone, Anm. d. Red.) mit meinen Freunden „Schlag den Raab“ gucken mit ihnen darüber reden. Damit simuliere ich quasi das Zusammensitzen wie früher mit der Familie.

Wie hat der Second Screen das Fernsehen verändert?

Es gibt eine Inflation an Bildschirmen, und darauf findet jetzt ein Kampf um Aufmerksamkeit statt. Die Fernsehsender versuchen alles mögliche, um die Leute bei sich zu halten. Und wenn die Werbepause läuft, will man, dass die Zuschauer wenigstens auf dem zweiten Bildschirm nicht Angry Birds spielen oder sogar die Konkurrenz ansteuern, sondern dass sie über die Werbepause hinweg bespaßt werden. RTL und ProSieben verlängern ihr Programm über ihre Interactive-Angebote: Da kann man dann beispielsweise mit den Charakteren in der Pause chatten, oder es gibt ein Quiz, etwa bei „Voice of Germany“ oder „Schlag den Raab“. Neulich wurden die Zuschauer in der Werbung dazu aufgerufen, Wörter zu posten, die ihnen zum neuen BMW einfielen. Dann konnten die Zuschauer über eine App Begriffe eintippen. Eine Werbepause später lief dann ein Spot zu diesem neuen BMW, in denen diese Wörter vorkamen. Das ist alles noch Spielerei, aber ich denke, das eine oder andere davon wird irgendwann gang und gäbe werden.

Kennen Sie noch weitere Beispiele, bei denen sich Sender darum bemühen, das Fernsehen interaktiver zu machen?

Ich habe jetzt ein Jahrzehnt hinter mir, wo gar nichts probiert worden ist, und jetzt kommt es auf einmal aus allen Richtungen. Da ist irgendwas aufgebrochen. Aber „Social TV“ hat nicht die Macht, schlechte Sendungen zu retten. „Wetten, dass...?“ hat-

te sich ja bemüht, mit einer Second Screen-App, die letztes Jahr eingeführt wurde, auch das jüngere Publikum zu begeistern. Das hatte wenig Erfolg. Der WDR macht eine Menge. Die „Aktuelle Stunde“ hat eine App integriert, bei der sich der Zuschauer beteiligen kann. Das ZDF experimentiert ständig mit irgendwelchen neuen Formaten auf ZDFneo, bei denen man abstimmen kann.

Was können die Fernsehmacher besser machen?

Viele, die diese Angebote für den Second Screen machen, überfrachten ihn. Oder sie schaden sich selbst, indem sie mit Videoangeboten selbst Konkurrenz zu ihrem Hauptprogramm machen. Das hat auch der Spielfilm „App“ im ZDF gemacht. Dort begannen dann plötzlich auf dem Second Screen ein anderes Bewegtbild, etwa aus einer anderen Perspektive. Ich habe nur zwei Augen, und die sind immer auf das Gleiche gerichtet. Bewegtbild neben Bewegtbild geht einfach nicht. Das artet dann oft schnell in Stress aus, und das will man beim Fernsehen ja eher nicht. Der Fernseher wird immer mehr zu einer Geräuschkulisse oder einem Bilder-Teppich im Hintergrund, von dem aus ab und zu Anreize und Impulse auf mich einströmen. Meine Aufmerksamkeit richtet sich aber währenddessen auf den Second Screen, wo ich klicken, drücken und scrollen muss.

Es gibt einen Grund, warum Twitter parallel zum Fernsehen funktioniert, und Facebook nicht: Bei Facebook hat man immer viele Bilder und Videos, und das überfordert einen beim Fernsehen. Bei Twitter oder WhatsApp gibt es nur kurze, 140 Zeichen lange Texte. Das schafft man beim Fernsehkonsum eher. Bei unserer eigenen Sendung, der „Rund-Show“, haben genau

die Dinge am besten funktioniert, die unser Publikum nicht zu sehr abgelenkt haben vom Hauptgeschehen.

Die App aus der „Rund-Show“ nutzt mittlerweile der WDR. Ich moderiere dort die Nachrichten, und hin und wieder machen wir mit dieser App in der „Aktuellen Stunde“ eine Umfrage, etwa: Sind Sie für den Ankauf von Drohnen, ja oder nein? Das kommt sehr gut an, da stimmen bis zu 10.000 Menschen jeden Abend ab.

Welche Ideen haben Sie für die Zukunft des „Social TV“?

Ich sage voraus, dass jeder in fünf bis zehn Jahren das guckt, wonach ihm gerade ist. Jeder baut sich sein Programm selbst oder Algorithmen übernehmen das. Dann machen wir den Fernseher an, und er bietet uns die Serien an, die wir zuletzt geguckt haben, oder Nachrichten und Sportergebnisse, die uns interessieren. Zum Teil kenne ich das schon aus Israel, wo ich auch lebe. Dort schauen wir ganz anders fern als in Deutschland. In Israel haben wir ein Oligopol von verschiedenen Kabelfernsehen-Anbietern. Alle Programme sind 48 Stunden zurückspulbar, das User-Interface ist relativ einfach zu bedienen. Ich würde keine extra Internet-Sendung oder Social-TV-Programm machen, sondern ein Programm, das man ohnehin gerne schaut, mit einer interaktiven App ausstatten, wenn es Sinn macht. Etwa bei einer Talkshow wie Maybritt Illner oder Günther Jauch, oder bei einer Verbrauchersendung, zu der man als Zuschauer Fragen stellen kann. Die Leute haben sich an ihr Smartphone und ihren Tablet-PC gewöhnt und die Geräte in den Alltag integriert, auch die Älteren. Deswegen glaube ich, dass es den Begriff „Social-TV“ in fünf Jahren gar nicht mehr geben wird, weil es so normal geworden ist. ■

Anzeige




Gefährlicher Glaube

Christenverfolgung heute

20.08.2014 // 19:00 Uhr

Mit **Volker Kauder**, Vorsitzender der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, und **Markus Rode**, Leiter Open Doors Deutschland

Veranstaltungsort: Ritter-Georg-Halle,
Straße der Einheit 51, 08340 Schwarzenberg

www.opendors.de

Einladende:

Mitglieder des Sächsischen Landtages

Alexander Krauß, CDU // Schneeberg

Uta Windisch, CDU // Burkhardtsdorf

Thomas Colditz, CDU // Aue

Steffen Flath, CDU // Annaberg-Buchholz

Kontaktadresse:

Bürgerbüro: Obere Schlossstraße 11
08340 Schwarzenberg
krauss-cdu@t-online.de



Foto: NDR/Marion von der Meiden

Tatort-Kommissar Klaus Borowski (Axel Milberg) im Beichtstuhl. Eine Szene aus der Folge „Borowski in der Unterwelt“

Wenn sich die **Tatort-Gemeinde** versammelt

Er ist der Quotengarant im deutschen Fernsehen und zieht um die zehn Millionen Zuschauer vor die Bildschirme: der Tatort. Was das sonntägliche TV-Morden und Religion verbindet, untersucht ein Forschungsprojekt. | **VON ANNE KLOTZ**

Heute nicht, heute ist Sonntag“, antwortet Kommissarin Klara Blum ihrem Chef, als sie gerade aus der Messe kommt und er mit Arbeit aufwartet. Religiöse Themen werden im Tatort sowohl unterschwellig, als auch sehr unverblümt angesprochen. Der Wiesbadener Tatort-Ermittler Felix Murot vergleicht seine Arbeit sogar mit der eines Pfarrers, als er sich an seine Kindheit als Sohn eines evangelischen Pastors am Edersee erinnert („Wie einst Lilly“, HR, 2010): „Das ist eine Familientradition. Wir sind beide in dem Projekt Erlösung tätig.“

Der Gedanke der Übereinstimmung ist naheliegend, meint Claudia Stockinger, die für ein Projekt der Deutschen For-

schungsgemeinschaft (DFG) die Religiosität im Tatort untersucht hat. Beide, Kommissar wie Pastor, setzen sich für das Gute ein, für diejenigen, denen Unrecht getan wurde – pro Gerechtigkeit also. „Beide wissen, wie schwer es manchmal fällt, das Falsche eindeutig vom Richtigen zu unterscheiden; und beide geben den Menschen, die schuldig geworden sind, die Möglichkeit, sich dazu zu bekennen, die Konsequenzen dafür zu tragen und sich so mit der Gesellschaft wieder zu versöhnen.“

Religiöse Themen und Motive sind im Tatort keine Ausnahme, findet die Göttinger Literaturwissenschaftlerin. Stockinger un-



Foto: HR/Johannes Krieg

Im Tatort „Wie einst Lilly“ vergleicht LKA-Ermittler Felix Murot (Ulrich Tukur) seine Arbeit mit der eines Pfarrers: „Wir sind beide in dem Projekt Erlösung tätig“

tersuchte rund drei Jahre lang „Formen und Verfahren der Serialität in der ARD-Reihe Tatort“.

Die Verhöre der Kommissare mit den Tätern glichen oft der Beichte, sagt Stockinger. Oft gehe es um die Heilung einer gestörten Seele. In der Folge „Borowski in der Unterwelt“ (NDR, 2005) sitzt der Kieler Kommissar Klaus Borowski schließlich selbst im Beichtstuhl. Die Verbindung zwischen Religion und Ermittlung erreicht eine unauflösbare Überschneidung, als Borowski erkennen muss, dass ein Beichtgeheimnis auch für einen Kommissar nicht gebrochen werden darf, selbst wenn es der Aufklärung eines Mordes dient. Tatort-Kommissare und Kirchenvertreter laborieren also an vergleichbaren Problemen: Sie setzen sich für eine bessere Welt ein, in der das Gute siegt und das Böse verurteilt wird.

Von der Kulisse zum Handlungsraum

Allerdings geht die Literaturwissenschaftlerin von einem Wandel in der Religionsdarstellung aus. In den 1970ern und 1980ern begrenzte sich der Tatort hauptsächlich auf „heimische“ Religionen, also das Christentum. Andere Religionen wie beispielsweise der Islam tauchten meist auf, um die „kulturelle Fremdheit“ der damaligen Gastarbeiter zu markieren. Christentum wurde dagegen als Kulisse gezeigt, etwa ein Ehepaar beim sonntäglichen Kirchgang oder eine Beerdigung. Das liegt laut

Stockinger daran, dass das Christentum damals noch als gesellschaftliche Normalität gegolten habe.

Seit den 1990er Jahren wandelt sich die Darstellung. Der Tatort zeigt Religion als „das Andere“, als das, was auf einmal erklärungsbedürftig ist. Auch das Christentum. Was ist Beichte? Nicht nur: Wie unterscheiden sich Sunniten von Aleviten? „Weil Religion eine tradierte und aktuelle Lebensrealität in der Bundesrepublik darstellt, findet sie auch ihren Platz in einem Format wie dem Tatort“, sagt Stockinger. „Zugleich mag es so sein, dass religiöses und kirchliches Leben zunehmend als fremd oder als abweichend von der Normalität empfunden wird, je unsichtbarer es in der Öffentlichkeit wird.“ Gerade Krimiformate im Fernsehen machten häufig das Abweichende zum Gegenstand ihrer Darstellung. „In diesem Sinne gehen sie immer auch in kirchliche Räume.“

In den 70er Jahren thematisierte der Tatort den Islam auf hintergründige Weise: Muslime waren die türkischen Gastarbeiter, ihre Sprache war unverständlich, ihre Wohnverhältnisse prekär und die Essgewohnheiten fremd („Wohnheim Westendstraße“, BR, 1976). Ab 2000 wurden die Aussagen über den Islam differenzierter. Ausprägungen wurden thematisiert. Der NDR drehte 2007 eine Folge über einen Inzestfall innerhalb einer alevitischen Gemeinde („Wem Ehre gebührt“, NDR, 2007), also Detailarbeit innerhalb der Religion. In ihrer Studie kommt Stockinger zu dem Ergebnis, dass in diesem Tatort die Unter-

schiede zwischen Sunniten und Aleviten genau herausgearbeitet wurden, der Film sich allerdings gängiger Vorurteile bediente. Die Folge landete wegen zahlreicher Proteste schließlich im sogenannten „Giftschrank“ der ARD und wird nicht wiederholt.

Katholizismus als schaurige Bühne

Doch von allen Religionen dominiert die Darstellung des Christentums. Die Konfession spielt dabei kaum eine Rolle. Etwas häufiger zeigt der Tatort jedoch den Katholizismus. Das hat laut Stockinger optische Gründe. „Dass katholische Gottesdienste, Eucharistiefeiern oder Haussegnungen häufiger dargestellt werden, mag daran liegen, dass deren Liturgien die besseren Bilder fürs Fernsehen bereitstellen“, vermutet die Literaturwissenschaftlerin.

Ein weiterer Bonus im Vergleich zum Protestantismus: Der Katholizismus bietet zuweilen eine schummrig-schaurige Kulisse für Morde. Das zeige der Tatort „Passion“ vom ORF aus dem Jahr 2000. Darin töten Unbekannte den Jesus-Darsteller eines Passionsspiels in einem Tiroler Bergdorf. Kommissar Eisner findet die Leiche des jungen Mannes, der an das Kreuz genagelt wurde. Für den Jesus-Darsteller wurde die traditionelle katholische Prozession zu einer realen Passion.

Oder etwa der Kieler Ermittler Klaus Borowski. Er kommt in der genannten Folge „Borowski in der Unterwelt“ einem katholischen Priester auf die Spur, der die Schuld des Mörders auf sich nimmt, um die Polizei auf dessen Fährte zu lenken – ohne das Beichtgeheimnis zu verletzen. Am Ende stirbt dieser unschuldig in den Armen des eigentlichen Täters – ein Bildnis, das an Michelangelos Pietà angelehnt ist – der Leichnam Jesu in den Armen Marias. Der Priester wird auf diese Weise als stellvertretendes Opfer in der Nachfolge Christi ausgezeichnet, meint Stockinger. Auf der Bühne des Katholizismus zeigt der Tatort den Geistlichen als äußerst dubiose Figur, die in jeder Hinsicht verdächtig wird. Gängige Klischees über katholisches Priestertum stützen diesen Verdacht. „Das Thema Opferung gehört wie die Themen Zeugenschaft und Stellvertretertum zu den Leitmotiven gerade derjenigen Tatort-Folgen, die sich mit dem Katholizismus auseinandersetzen“, sagt sie.

Ermittlungen im Hokusfokus

Auch Hexen- und Satanskult, Sekten wie Scientology, Esoterik und sogenannte Patchwork-Religionen, die von allem ein bisschen enthalten, sind attraktiv für den Plot des Tatorts. Die Forscherin sieht in der spezifischen Darstellung solcher Gruppen ein Anliegen der Sendereihe: die Zuschauer über Glaubensinhalte informieren und zeitgleich Einblicke in deren Praktiken gewähren. Der Informationsgehalt über die entsprechende Glaubensrichtung geht jedoch dann zurück, wenn Religion als etwas sehr von der Norm Abweichendes dargestellt wird.

Dies zeigt sich besonders bei so genannten Designer- oder Patchworkreligionen, die sich aus Elementen der Esoterik und anderen Glaubensrichtungen zusammensetzen. So rankt sich die Handlung des ORF-Tatorts „Glaube, Liebe, Tod“ (2010) um die fiktive Glaubensgemeinschaft Epitarsis, die ihre Mitglieder mit Sinngebungs- und Transzendenzangeboten in ihre Fänge lockt. Dabei bezieht der Quotengarant der ARD auf diesem Gebiet aber auch Stellung. Die Kommissare stehen regelmäßig

auf der Seite wider den Hokusfokus, insbesondere dann, wenn es um die Abgrenzung von irrealen Welterklärungsmodellen als Bedrohung der realen Welt geht. In seinem Wiener Dialekt macht Kommissar Eisner in einem säkularen Glaubensbekenntnis deutlich: „I glaub nur an Beweise.“

Tatort zur Religionsvermittlung nutzen

Und im praktischen Leben? Stockinger hat in ihrer katholischen Kirchengemeinde bereits Glaubenskurse für Erwachsene geleitet und findet, gerade Filmformate böten sich gut zur Religionsvermittlung an. „Dass sich der Tatort dafür eignet, steht für mich fest. Er greift Geschichten aus dem Leben auf, zeitnah, in realistischer Art und Weise; in Fallbeispielen diskutiert er aktuelle Probleme, die die Menschen umtreiben.“ Und weiter: „Darüber hinaus gibt es immer wieder einmal Tatort-Folgen, die Religion konkret zum Handlungsraum eines Falles machen. Auf diese Weise führt er spielerisch ins Milieu ein und konfrontiert den Zuschauer mit Vorurteilen und löst diese auf“, erklärt die Literaturwissenschaftlerin. „Die Sinngebungsangebote der Kirche werden so durchaus objektiv und glaubwürdig, ohne Schönfärberei, auf eine interessante, lebensnahe, diskussionswürdige Weise illustriert.“

Ist der Tatort also ein Spiegel der bundesrepublikanischen Gesellschaft, wie diverse Medien immer wieder schreiben? Das sei zumindest eine der stereotypen Behauptungen, wenn es um Deutschlands beliebteste Krimiserie geht, sagt Stockinger. „Darüber wird leicht vergessen, dass ein fiktionales Format als Symbolsystem selbst ernst genommen werden muss, also nicht auf seine sozialen Funktionen reduziert werden darf.“

Der Tatort sei als Film in erster Linie Teil eines Kunstsystems. „Allerdings kann der Tatort Leistungen für andere Systeme wie das Recht, die Politik oder die Religion anbieten – etwa wenn er im Rahmen eines Glaubenskurses auf seinen Mehrwert für die Beantwortung von existenziellen Fragen hin untersucht wird.“ Natürlich könne eine Folge auch juristische, politische oder religiöse Aussagen transportieren. Allerdings werde er damit noch lange nicht zu einer juristischen, politischen oder religiösen Abhandlung, dürfe auch nicht als solche wahrgenommen werden.

Zwei „Gottesdienste“ am Sonntag

Auch der Schauspieler Ulrich Tukur, der seit 2010 als LKA-Ermittler für den Tatort in Wiesbaden vor der Kamera steht, sieht eine enge Verbindung zwischen Religion und Tatort. Er sagte einst, die Krimiserie sei „eine Kirche mit einer großen, gläubigen Gemeinde“. Während also die Kirchen sonntagsmorgens ihre Gemeinden versammeln, gelingt es der ARD abends regelmäßig, ihre Tatort-Gemeinde vor den Bildschirm zu ziehen.

Als Til Schweiger vor zwei Jahren die Abschaffung des Tatort-Vorspanns forderte, wies sein Schauspielkollege Tukur darauf hin: „Eine Kirche erneuert man spirituell und von innen heraus und nicht, indem man den Glockenturm abreißt.“ Tukur fordert damit keine Gleichsetzung von Religion und Fernsehen, vielmehr verweist er auf eine strukturelle Ähnlichkeit: Bestimmte Merkmale machen den Tatort unverwechselbar. Dazu zählen der feste Sendeplatz, die konstante Genrewahl, gleichbleibende Ermittlerfiguren und vor allem der immer selbe Vorspann. Stockinger sagt: „Man sollte auf ihn ebenso wenig verzichten wie auf das Glockengeläut.“ ■

Leserreaktionen zu pro 3/2014



pro-Lesertelefon
(0 64 41) 91 51 71

Zu „Stirb, weil du Christin bist!“

Herr Weimer mag wohl recht haben, dass das Bekanntmachen von brutalen Verbrechen die Welt aufrüttelt. Allerdings reicht dies überhaupt nicht aus. Im Falle der sudanesischen Christin hat der internationale und diplomatische Druck ganz sicher Erfolg. Im Falle der über 200 verschleppten Mädchen in Nigeria werden allerdings nur Operationen von Spezial- und Eliteeinheiten unterstützt von Geheimdiensten was ausrichten können. Hierfür müssen wir beten. Ich habe 3 Jahre im arabisch-afrikanischen Raum gearbeitet. Die Realität ist: Der Islamismus mit all seinem feigen Hass wütet mittlerweile in etlichen Ländern. Wir alle müssen uns dieser Tatsache stellen, nicht nur mit Wunschgedanken.

Erwin Chudaska, Roedermark

Sie schreiben: „... Die sudanesishe Regierung hat das Urteil ausgesetzt. Offizielle Begründung: Man könne mit der Hinrichtung warten, bis das Baby abgestillt sei. Das klingt unfassbar zynisch, ist aber schon ein großer Erfolg im Kampf um das Leben der jungen

Frau“ Was Sie für einen Erfolg halten, ist kein Erfolg! Die sudanesishe Regierung befolgt viel mehr eine Hadith (Lehranekdote) Mohammeds! Er hatte einen Fall zu richten, in dem eine Frau unehelich schwanger geworden war. Er befahl der Frau nach Hause zu gehen und das Kind auf die Welt zu bringen, dann sollte sie wiederkommen. Als sie mit dem Baby wiederkam, sagte er, sie solle nach Hause gehen und wiederkommen, wenn das Baby abgestillt ist. Als sie wiederkam, ließ er ihr das Baby abnehmen und sie köpfen!

Margret Heckert, per E-Mail

Zu „Fünf Stimmen für ein Lobe den Herren“

Seit einigen Jahren lese ich jede pro-Ausgabe mit Interesse. Viele gute Artikel haben mich schon über verschiedenste Themen informiert und mir zu einer Meinungsbildung wertvolle Hinweise gegeben. Leider muss ich sagen, dass ich auch immer wieder Artikel lese, in denen Personen vorgestellt und zu ihrem Glauben befragt werden, über die ich mich nur wundern kann. [...] Anlass zu meinem Leserbrief ist nun der Artikel „Fünf Stimmen für ein Lobe den Herren“. Es wird berichtet, dass vier der jungen Männer der Selbständigen Evangelisch-Lutherischen Kirche angehören und einer der Neapostolischen Kirche. Das steht da so, es wäre es ganz normal. Aber die Neapostolische Kirche ist „eine, den ‚klassischen Sekten‘ zugerechnete religiöse Gemeinschaft“.

Christiane Zeigermann

Zu „Wie Ehe gelingen kann“

Mein Mann und ich durften schon vor zwei Jahren unsere Goldene Hochzeit feiern. Gott hat die Ehe für uns Menschen verordnet mit der Möglichkeit, die Nächstenliebe zu erlernen und den krankmachenden Egoismus zu überwinden. Im Laufe der Jahre bin ich zu der Erkenntnis gelangt, dass es keine Ehe ohne Problem gibt. Bei meinen

Schwierigkeiten hat mein Vater im Himmel mir durch viel Beten und Schriftenstudium zu der Einsicht verholfen, dass jeder selbst seines Glückes Schmied ist kraft der Gedanken, die er sich gestattet.

Niemand kann uns glücklich oder unglücklich machen, außer wir uns selbst, denn unsere Gefühle werden durch unsere eigenen Gedanken erzeugt und nicht durch das Verhalten anderer. Die Gedanken sind Bausteine des Lebens, weil jedem Gefühl, jedem Wort und jeder Tat zunächst ein Gedanke vorausgeht. Der erbitterte Kampf um unsere Seele findet in unseren Gedanken statt. Sowohl Gott als auch Satan versuchen über unsere Gedanken auf uns Einfluss zu nehmen (Epheser 6,12). Das Problem ist, zu denken, der andere ist das Problem. Eine Besserung aller zwischenmenschlicher Probleme kann nur erfolgen, wenn man zuerst an sich selbst arbeitet, zuerst vor der eigenen Tür kehrt. [...] Fakt ist: Glück braucht glückliche Gedanken.

Lilo Bubenz, Esslingen

Zu jeder Ausgabe erreichen uns viele Leserbriefe und E-Mails. Aus Platzgründen können wir nur eine Auswahl davon in gekürzter Fassung abdrucken. Dies beinhaltet keine Wertung oder Missachtung.

Wir freuen uns in jedem Fall über Ihre Zuschriften. Und wenn Sie lieber telefonieren, wählen Sie die



Nummer unseres Lesertelefons. Anrufe zu dieser Ausgabe beantwortet pro-Redakteurin Martina Schubert.

Christliches Medienmagazin pro
Postfach 1869 | 35528 Wetzlar
leserbrieft@pro-medienmagazin.de
Lesertelefon: (0 64 41) 91 51 71
Telefax: (0 64 41) 91 51 75

Anzeige



Islam – Bedrohung oder Bereicherung?

Kongress 13.-16.11.2014

- den Islam verstehen
- Herausforderungen erkennen
- mit Muslimen ins Gespräch kommen

u.a. mit:

Roland Denner (Reach Across)
Dr. Johannes Kandel, Berlin
Carsten Polanz, Bonn
Dr. Reinhold Strähler (EMO)

Infos/Anmeldung

Krelinger Freizeit- und Tagungszentrum
Krelingen 37 • 29664 Walsrode
Tel. 05167-970-145 • Fax 05167-970-200
rezeption@grz-krelingen.de • www.grz-krelingen.de

**Sonder-
prospekt
anfordern!**

Wer nicht hört, muss lesen

In Deutschland ist nur an sehr wenigen theologischen Bildungsstätten eine Online-Ausbildung möglich, und wenn, dann oft in Kooperation mit einer ausländischen Partner-Universität. Hoffnung macht das Bibelseminar Bonn. Hier wächst ein kleiner Online-Campus.
| VON NORBERT SCHÄFER



Dietmar Schulze ist außerordentlicher Online-Professor für Systematische Theologie an der Liberty University, Lynchburg (Virginia). Am Bibelseminar Bonn leitet er den Online-Campus

Theologische Ausbildungsstätten buhlen um jeden Schüler. Zudem wollen immer weniger Menschen in den vollzeitlichen Gemeindedienst gehen. Stattdessen stellen sie sich lieber neben dem Job ehrenamtlich in den Dienst von Gemeinde und Mission. Wer sich dazu neben dem Beruf theologisch weiterbilden möchte, kann dies vor allem an Kurz- und Ferienbibelschulen tun. Die sind allerdings an einen Ort und an bestimmte Zeiten gebunden. Bibelfernkurse sind nicht mehr auf der Höhe der Zeit, weil die Lektionen in Form von Studienbriefen nacheinander versendet werden. Der Nachteil dabei: Die Schüler können nicht in ihrer individuellen Geschwindigkeit und dann, wann es ihnen passt, lernen. Fortbildungen im Internet sind eine Alternative, auch im theologischen Bereich. Eine ist das Portal mehrglauben.de, das Interaktivität erlaubt und Diskussionsforen anbietet. Joachim Bär hat das Konzept mit entworfen. Mittlerweile hat sich aus der Webseite ein Online-Campus zur theologischen Fortbildung in Zusammenarbeit mit dem Bibelseminar Bonn (BSB) entwickelt. „Wir hatten die Idee einer christlichen Volkshochschule zur theologischen Weiterbildung. Auf unseren Webseiten wollten wir nicht nur Antworten auf wichtige Glaubensfragen bieten, sondern auch Workshops etablieren, in denen sich Interessierte mit einem fachlich versierten Mentor austauschen können“, erinnert sich Bär. „Das Bibelseminar in Bonn hatte Erfahrung durch den Fernunterricht. So ist die Kooperation entstanden.“

Dietmar Schulze ist außerordentlicher Online-Professor für Systematische Theologie der Liberty University, Lynchburg, Vir-

ginia, außerordentlicher Professor für Mission am Southwestern Baptist Theological Seminary (SWBTS), Fort Worth, Texas, und Dozent für Missionswissenschaft am BSB. Dort leitet er die Online-Bibelschule. Im Jahr 2012 hat Schulze auf der Plattform mehrglauben.de zusammen mit ERF Medien einen Online-Kurs zum Neuen Testament gestartet. Dafür interessierten sich etwa 100 Teilnehmer. „Wir haben den Kurs dann optimiert und auch das Angebot insgesamt erweitert“, sagt Schulze. Derzeit können Interessierte bei einem Arbeitsaufwand von etwa 75 Stunden einen Kurs binnen 3 bis 4 Monaten absolvieren. Heute bietet das BSB jeweils zwei Kurse zum Alten Testament (AT) und zwei Kurse zum Neuen Testament (NT) online an. Am Kurs AT nahmen im Frühjahr 39 und am Kurs NT 34 Bibelschüler teil. Das erste Bibelschuljahr können Interessierte in Kombination mit Fernbibleschul- und Wochenendkursen berufsbegleitend von zu Hause absolvieren. Eine drei- bis fünfjährige Vollausbildung online sei jedoch noch in weiter Ferne, sagt Schulze.

Im Gegensatz zu den USA sind die theologischen Kurse in Deutschland sehr günstig. An der Partnerschule, dem SWBTS, muss man beispielsweise für den Online-Einführungskurs zum Neuen Testament im Collegeprogramm bis zu umgerechnet 1.100 Euro zahlen. Am BSB kosten die Kurse NT1 und NT2 zusammen weniger als 60 Euro. Wer am SWBTS das dreijährige Online-Programm Master of Divinity, einem praxisbezogenen Theologiestudium in den USA, studiert, muss mit Kosten in Höhe von bis zu 37.000 Euro rechnen.

Schulze sieht in der Online-Ausbildung Potenzial. Deshalb will er das Angebot weiter ausbauen. Ab Anfang November 2014 bietet das BSB über mehrglauben.de, die Kurse Bibelkunde AT 1 und NT1 und Dogmatik an. Im Frühjahr 2015 kommen weitere Kurse hinzu. Sie werden neben Texten auch Unterrichtsvideos enthalten.

Die unbekannten Mitstudierenden

Wie technisch versiert muss man für ein Online-Studium sein? Online-Bibelschüler Wolfgang Weiss ist 76 Jahre alt, selbstständig tätig und Neuen Medien gegenüber aufgeschlossen. Eingeschrieben hat er sich bei dem Online-Bibelstudium, weil er seinen Glauben und auch seine Kenntnisse über die Bibel vertiefen wollte. Dazu belegte er gleich zweimal das Modul zum Neuen Testament im Internet, nun nimmt er am Kurs Altes Testament teil. „Am Anfang hatte ich ein paar Probleme mit der Technik. Nach vier Wochen und einiger Praxis hatte sich das erledigt. Das ist beherrschbar“, sagt er. Der bislang älteste Teilnehmer war 80 Jahre alt.

Auf der Lernplattform finden die registrierten Bibelschüler fast alle Unterlagen. Bis auf ein Studienbuch stehen die gesamten Lehrinhalte online. Für die Bearbeitung einer Einheit, deren Umfang zwischen 12 und 15 Seiten liegt, benötigen die Studenten rund fünf Tage. „Es ist viel zu lesen“, sagt Schulze. Dazu gibt es Videos und weiterführende Links, Blogs und ein internes Wiki. Für die Diskussion stellt die Plattform verschiedene Foren zur Verfügung. Hier findet der Austausch untereinander und mit dem Dozenten statt.

Die Teilnehmer des Kurses haben sich real nie gesehen. Wolfgang Weiss empfindet das als Mangel. Er wünscht sich auch eine lebhaftere Diskussion in den Foren. Die spielen eine zentrale Rolle. „Die Beteiligung an den Diskussionsforen ist für die Teilnehmer verpflichtend und fließt in die Bewertung mit ein“,

erklärt Schulze. Auch Gruppenarbeiten gehören zur Online-Bibelschule. Studenten im Master-Studiengang des BSB helfen als E-Coaches bei der Betreuung. Die Prüfungen werden in der Regel als Multiple-Choice-Tests durchgeführt.

Am BSB haben 79 Prozent der Teilnehmer den Kurs AT1 erfolgreich bestanden. Die anderen haben den Kurs entweder abgebrochen oder von vornherein eine Teilnahme ohne Prüfungen vorgezogen. Eine amerikanische Studie aus dem Jahr 2013 zeigt, dass dort 78 Prozent der Online-Studenten ihr Studium erfolgreich beenden. Online-Dozent Schulze erklärt: „Etwa 50 Prozent der Professoren in den USA arbeiten als Gastdozenten und werden nach Bedarf eingestellt. Das erfordert von ihnen eine hohe Flexibilität.“ An der Liberty University studieren etwa 100.000 Studenten in 350 Kursprogrammen, davon 80.000 online. Die Universität von Phönix im Bundesstaat Arizona hat die meisten Online-Studenten: Mehr als 300.000 waren es im Jahr 2011.

Die Flexibilität ist ein Grund, warum sich viele Studenten für ein Studium online entscheiden. So auch Annette Martens. Sie ist Mutter von vier Kindern im Alter zwischen 16 und 23 Jahren. Die 47-Jährige ist zur Zeit nicht berufstätig, engagiert sich aber ehrenamtlich. Sie sagt: „Da ich schon sehr viel gemeindemäßig unterwegs bin, wollte ich nicht noch zusätzliche Außentermine haben, mich aber theologisch weiterbilden. Da habe ich mich für eine Online-Fortbildung entschieden.“ Mit dem Lehrmaterial ist sie zufrieden, die Diskussionsforen machen ihr Spaß. Ihr gefällt auch, dass sie sämtliche Prüfungen im Internet ablegen kann, dazu nicht in ein Studienzentrum reisen muss. Sie will auch in Zukunft weiter online Kurse belegen. Auch Erwachsene, die die Pflege eines Elternteils übernommen haben und dadurch örtlich gebunden sind, können bequem online studieren oder sich fortbilden.

Das hat nicht nur Vorteile. „Wer das erste Jahr der Vollzeitbibelschule online absolviert, bekommt dafür keine finanzielle Unterstützung durch BAföG“, sagt Schulze. Außerdem vermisst der Dozent die direkte Interaktion mit den Studenten. Für Wolfgang Weiss ist „der Knackpunkt die Anonymität in der Online-Gruppe und in den Diskussionsforen“. Die Teilnahme am Online-Kurs wertet er dennoch als Gewinn.

Anders als in den USA steckt die Online-Ausbildung von vollenzeitlichen Theologen oder Pfarrern in Deutschland noch in den Kinderschuhen. Oberkirchenrätin Hiltrun Keßler ist Referentin für theologische und kirchliche Ausbildungen sowie Hochschulfragen im Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) in Hannover. Sie sagt: „Die theologischen Fakultäten der Universitäten bieten nach meinem Kenntnisstand derzeit kein Theologiestudium online an.“ Ein übergreifendes, etwa von allen Landeskirchen gemeinsam angebotenes Online-Theologiestudium der EKD, gibt es nicht. Dies zu entwickeln, wäre jeweils Angelegenheit der einzelnen theologischen Fakultäten. Die föderale Struktur der EKD schlägt sich somit auch auf den Bereich des E-Learnings in der theologischen Ausbildung nieder.

Ulrich Neuenhausen, Vorsitzender der Konferenz bibeltreuer Ausbildungsstätten, erklärt: „Ich halte die Entwicklung von Ausbildungsprogrammen über Internet für eine dringende Maßnahme, um die Zukunftsfähigkeit der evangelikalen theologischen Ausbildungen zu sichern und eine ausreichende Menge an jungen Theologen beziehungsweise Pastoren für die Kirchen und Freikirchen bereitzustellen, damit Gemeinde in Deutschland leben und wachsen kann.“ ■

Keine Kindheit wie bei **Astrid Lindgren**

Computerspiele gehören zur Lebenswelt von Jugendlichen dazu. Deswegen sind sie auch ein wichtiges Thema in der Forschung. Ein Modellprojekt, um Medienkompetenz mit Hilfe von Computerspielen zu vermitteln, ist die ComputerSpielSchule in Greifswald. | VON JOHANNES WEIL



Das Team der ehren- und hauptamtlichen Mitarbeiter, ...



... die in der ComputerSpielSchule in Greifswald arbeiten

Es ist Dienstagnachmittag. Luca, Simon und Robin stellen ihre Fahrräder vor der Stadtbibliothek in Greifswald ab. Mit ihren Schulranzen stürmen sie in den ersten Stock des Altbaus. Dort befindet sich der Raum der ComputerSpielSchule Greifswald (CSG). Auf dem Gebiet ist die sonst eher verschlafen wirkende 54.000-Einwohner-Stadt Vorreiter: Denn es gibt hier eine von zwei ComputerSpielSchulen in Deutschland. Unter wissenschaftlicher Anleitung spielen Kinder, Jugendliche und – im besten Fall – Erwachsene Computer und lernen, über die Inhalte der Spiele zu reflektieren. Ziel ist es, Jugendliche für Chancen und Risiken digitaler Spiele, Altersfreigaben und Cybermobbing zu sensibilisieren. Zudem forschen die Wissenschaftler zu religiösen Themen. Luca, Simon und Robin sind einige Minuten zu früh. Los geht es erst um 13.30 Uhr. Da machen die Verantwortlichen keine Ausnahme.

Minecraft ist der Renner

Die ehrenamtlichen Mitarbeiter sind schon da. Dann endlich öffnen sie die Tür. Zehn Computerplätze stehen zur Verfügung. Die Kinder melden sich bei einem Mitarbeiter an und äußern ihren Spielwunsch. Jeder darf zwei Stunden spielen. An jedem der Rechner läuft schon ein paar Minuten später Minecraft. Bei dem Spiel bauen die Schüler aus würfelförmigen Blöcken ihre eigene dreidimensionale Welt auf. Sie können ohne vorgegebenes Ziel kreativ sein. Minecraft ist zurzeit der Renner bei den Jugendlichen.

Die Stadtbibliothek haben die Initiatoren der ComputerSpielSchule bewusst als Ort gewählt. Die Besucher haben dort weniger Berührungängste als in universitären Räumen. Der Theologieprofessor Roland Rosenstock hat das Projekt ins Leben gerufen. Er musste anfänglich gegen heftigen Gegenwind kämpfen. Er schaffe Räume für Vielspieler und animiere sie dazu, noch mehr vor dem Rechner zu sitzen, lauteten die Vorwürfe. Der 48-Jährige ließ sich davon nicht unterkriegen. „Zur Lebenswelt der Jugendlichen gehören diese Spiele dazu“, erklärt er. Wann immer es Forschung und Lehre zulassen, ist er vor Ort. Jungs sind hier in der Überzahl. „Gerade sie brauchen Räume, wo sie Abenteuer erleben können und männlich sein dürfen“, sagt er. Zu „zocken“ gibt ihnen offenbar dieses Gefühl.

Mit Computerspielen nicht missionieren

Bei Fragen können sich die Kinder an medienpädagogisch geschultes Personal wenden, das ihnen auch neue Spiele empfiehlt. Eine Mitarbeiterin ist Iris Sura, die bei Rosenstock über die Religiosität in Computerspielen promoviert. „Es herrschen ungeschriebene Regeln und Normen in den Communitys vor, die ohne das Einwirken Erwachsener entstehen“, hat sie beobachtet. Rassistische Äußerungen oder Beleidigungen sind tabu und werden von den Mitspielern nicht geduldet. Rosenstock schaut sich Computerspiele als Teil der Jugendkultur, aber auch unter religiösen und ethischen Aspekten an. Es gebe ausreichend Forscher, die lediglich auf die Gefahren der Spiele verwiesen, nicht aber auf deren Nutzen. Der Kriminologe Christian Pfeiffer ist einer derjenigen, die immer wieder auf die Gefahren digitaler Medien und insbesondere von gewalthaltigen Computerspielen hinweisen. Rosenstock dagegen sagt: „Das sind im-

pro: Was muss ein digitales Spiel besitzen, das Sie weiterempfehlen können?

Rosenstock: Ein gutes Spiel braucht eine gute Erzählung. Ich muss mich mit jemandem identifizieren können und eine Reise des Helden durchlaufen. Es braucht eine gute ästhetische Umsetzung, einen Wettbewerb mit anderen oder eine Rolle, die ich sonst nicht ausfüllen kann – wie im Theater oder im Karneval. Dann lerne ich auch etwas über meine Identität. Deswegen sind auch die Ego-Shooter so wichtig. Ich brauche kontrollierte Räume, wo ich Aggressionen ausagieren kann. Gerade für Jungs sind Räume wichtig, wo sie auch Helden sein dürfen.

mer Gefahren, die von außen auf Computerspiele projiziert werden.“ Pfeiffer habe vor allem die Grenzüberschreitung im Blick. Ihn selbst interessierten aber die 98 Prozent Jugendlichen, die nicht gewalttätig oder süchtig werden. Auch der Hirnforscher und Psychiater Manfred Spitzer ist kein Freund jugendlicher Computerspielfreuden. Die Spiele trügen zur Verdummung bei, lautet seine These. Dabei verlagere er den Konflikt in die Elternhäuser, wenn er von Vätern und Müttern verlange, ihre Kinder vom Computer fern zu halten, sagt Rosenstock: „Spitzers Erziehungsbild möchte ich einmal als Astrid-Lindgren-Kindheit bezeichnen.“ Das sei aber nicht mehr aktuell: „Jugendliche wachsen heute anders auf als ihre Eltern und erleben ihre Abenteuer und Herausforderungen eben in der digitalen Welt.“ Rosenstocks wissenschaftliche Mitarbeiterin Anja Schweiger beobachtet, dass Erwachsene die Faszination von stundenlangen Computerspielen oft nicht nachvollziehen können. „Die Jugendlichen genießen die Zeit am Rechner. Sie haben Erfolgserlebnisse, können eine Machtposition einnehmen, werden herausgefordert und haben Spaß.“ Hier fänden sie ein offenes Ohr und die Akzeptanz für ihr Hobby. Zu Konflikten zwischen Jung und Alt komme es immer dann, wenn Eltern das Interesse ihrer Kinder nicht ernst nehmen: „Manchmal urteilen Erwachsene über Spiele, ohne sie zu kennen.“ Die ComputerSpielSchule möchte eine Brücke zwischen den Generationen bauen. Dazu

pro: Gab es Schwierigkeiten beim Aufbau der ComputerSpielSchule?

Rosenstock: Das größte Vorurteil war, dass wir hier einen Club anbieten, der Vielspielern auch noch eine zusätzliche Spielwiese bietet. Die klassischen Vorurteile von Bewahrpädagogen lassen sich aber heute gut entkräften – am besten durch eigene Erfahrungen.

pro: Was wünschen Sie sich für die ComputerSpielSchule in der Zukunft?

Rosenstock: Es wäre schön, wenn sich in anderen Städten Bibliotheken, Politiker, Uni-Angestellte und Kirche öffnen und so etwas etablieren und die Idee weitertragen. Als medienpädagogische Marke möchten wir ein Bewusstsein vermitteln, wie man Medienkompetenz entwickeln kann. Dieses Potenzial, was Computerspiele bieten, soll in der aktiven Praxis mehr Beachtung finden.

Stellvertreter können die Spieler eine Rolle ausprobieren, die Transzendenz ermöglicht. Teilweise werden auch biblische Gestalten wie Mose, die Propheten oder Motive wie das himmlische Jerusalem als Avatar verwendet. In manchen Spielen werden Figuren getauft, betreten sakrale Räume, nehmen am Abendmahl teil oder verfügen über Heilungskräfte. „Hier können Pfarrer oder Lehrer biblische Geschichten erzählen, die für das Leben der jungen Menschen relevant werden können“, sagt Rosenstock. Gerade Menschen aus nicht-religiös geprägten Familien sind für die Forschung interessant. „Wenn christliche Pädagogen und Theologen diese Spiele gezielt einsetzen, können sie zeigen, dass sie sich für die Jugendlichen und ihre Lebenswelt interessieren.“

gibt es auch Großeltern-Enkel-Tage oder Veranstaltungen für die ganze Familie. Erwachsene sollen dabei selbst Computerspiele ausprobieren und lernen, was es damit auf sich hat, um ihre Kinder kompetent begleiten zu können. Schweiger glaubt, dass viele Jugendliche zur ComputerSpielSchule kommen, um sich mit anderen auszutauschen zu können: „Hätten sie so eine Plattform in der Familie, gäbe es weniger Konflikte.“

Der Trend ist eindeutig: 1,47 Milliarden Euro Umsatz hat die Computerspiel-Industrie im vergangenen Jahr erzielt. Damit liegt sie höher als die Filmindustrie. Vor allem die Spiele im Shooter-Bereich lassen sich gut vermarkten. Dies sei aber kein Indiz dafür, dass Töten für junge Menschen ein wichtiges Thema sei. Die Pädagogen wollen Präventionsarbeit leisten, die Jugendlichen über Gefahren aufklären und ihnen Medienkompetenzen vermitteln. In Greifswald geschieht dies durch eine Spieltester-Gruppe, in der Kinder zwischen 10 und 15 Jahren Spiele testen und kritisch reflektieren sollen. Computerspiele verstärken aus Rosenstocks Sicht Gewaltbereitschaft nur in den Bereichen, in denen Jugendliche ohnehin Gewalterfahrungen machen.

Mit Meldungen über 15 Millionen Computerspielsüchtige in Deutschland kann der Greifswalder Forscher nicht viel anfangen. Natürlich gebe es exzessives Computerspielverhalten, aber man könne nicht von Sucht sprechen, nur weil ein Hobby zeitintensiv sei. Bei begeisterten Fußballspielern spreche auch niemand von einer Fußballsucht. Das, was die Vereine früher für die soziale Entwicklung von Jugendlichen geleistet hätten, verlagere sich nun ins Internet: „Minecraft gibt den Jugendlichen die Möglichkeit, sich kreativ auszuleben. Aber sie reflektieren wenig darüber. Diese Chance wollen wir ihnen bieten.“

Mit seinen Studenten untersucht Rosenstock sogenannte God-Games, in denen die Spieler sich in die Rolle von Gott versetzen können. Bei „Herr der Ringe“ oder „World of Warcraft“ muss sich der Akteur einer der fünf Weltreligionen zuordnen. „Herr der Ringe“ speise sich stark über christliche Verhaltensweisen und zum Teil auch buddhistische Regeln. Die Wissenschaftler interessieren vor allem die Rolle des Avatars. Mit diesem virtuellen

Gott bringt sich selbst ins Spiel

Gute Computerspiele leben aus Rosenstocks Sicht von guten Erzählungen: „Christen haben ihre großen Erzählungen in der Bibel. Die wichtigste ist, dass Gott sich mit Jesus Christus selbst ins Spiel bringt. Christus ist der Avatar Gottes, indem er an Weihnachten als Kind zur Welt kommt, durch die Taufe seinen Auftrag erhält und sich mit seinen Gefährten zum Ort der Entscheidung auf den Weg macht. Auf der Reise müssen Prüfungen bestanden werden und Menschen werden durch seine besonderen Kräfte geheilt. In Jerusalem wird er hingerichtet, doch erst mit der Auferstehung zeigt sich seine wahre Gestalt: Der Erlöser hat die Welt gerettet und wird in den Himmel zurückteleportiert.“ Viele Erzählungen in Computerspielen folgen einem ähnlichen Muster. Darüber könne man mit den Heranwachsenden ins Gespräch kommen.

Luca, Simon, Robin und die anderen Kinder genießen die Zeit in der ComputerSpielSchule. Sie feiern Erfolgserlebnisse lautstark. Dabei vergeht die Zeit wie im Flug. Obwohl sich die Spielschule an alle Generationen richtet, trifft man die Eltern an diesem Nachmittag nur, wenn sie ihre Kindern abholen. Denen ist die wissenschaftliche Theorie egal. Sie freuen sich auf die Praxis – und werden wohl auch übermorgen wieder überpünktlich vor der Tür der ComputerSpielSchule stehen. ■

pro: Warum glauben Sie, dass Computerspiele für Kinder genauso wertvoll sind wie das Spielen im Handballverein?

Rosenstock: Spiele hatten schon immer die Aufgabe, junge Menschen ins Erwachsenenleben einzuführen. Dabei spielen Regeln eine wichtige Rolle und Computerspiele vermitteln jungen Menschen wichtige Regeln. Sie haben feste Strukturen und große Erzählungen. Die jungen Leute erfüllen gemeinsam Missionen und sind dabei auf Mitspieler angewiesen. Aber Computerspiele zeigen auch Grenzen auf.

pro VIDEO



Film zum Artikel online:
bit.ly/computerspielschule



prost!

Markus Majowski

Markus Majowski ist 1964 in Berlin geboren, ist verheiratet und hat einen Sohn. Er arbeitet als Schauspieler, Regisseur, Autor und Produzent. Bekannt ist er besonders durch die Comedy-Serie „Die Dreisten Drei“ geworden.

Foto: Hoffotografen

Zur Schauspielerei ist Markus Majowski über seinen Vater gekommen. Bei einer Johannisbeerschorle zu dessen Gedenken hat er über Jugendsünden und die Grenzen von Humor gesprochen.

| DIE FRAGEN STELLTE STEFANIE RAMSPERGER

pro: Herr Majowski, was wollen Sie trinken?

Markus Majowski: Ich nehme eine Johannisbeerschorle mit einem Spritzer frischer Zitrone und zwei Eiswürfeln und gedenke damit meinem lieben Papa, der das immer wahnsinnig gerne in der Pause getrunken hat als Cellist bei den Berliner Philharmonikern.

Der war auch nicht ganz unbeteiligt daran, dass Sie zur Schauspielerei gekommen sind ...

Stimmt. Ich wollte das Abitur schmeißen, weil ich damals von Ariane Mnouchkine und dem Théâtre du Soleil gehört hatte. Das ist ein legendäres französisches Theaterkollektiv. Ab da wollte ich nur noch Theaterstücke schreiben, und das hab ich meinem Vater erzählt. Das war in dem Fall kein Fehler, denn der war so clever und ist zu einem Intendanten gegangen. Die beiden haben zusammen einen Plan geschmiedet, wie sie mich davon abhalten können, dass ich mein Abitur schmeiße, und mir die Möglichkeit gegeben, danach Theater zu machen.

Und dann haben Sie 1994 Wahlwerbung für die PDS gemacht – was ist denn da passiert?

Da wär ich fast enterbt worden. Und meine Freunde hätten fast alle Türen hinter mir verschlossen und nie wieder aufgemacht. Ich hatte Lust auf Werbung und es war mein erster Auftrag. Nichtsdestotrotz ist es kein Argument. Und auch wenn Gregor Gysi ein intelligenter Politiker ist und viele Wahrheiten von sich gibt, das hätte ich mir sparen kön-

nen. Eine echte Jugendsünde, aber das gehört zu meinem Leben.

Haben Sie sich jemals gegen Gags entschieden, weil die sich gegen den christlichen Glauben gerichtet haben?

Ja, ich habe tatsächlich den ein oder anderen Sketch, vor allem in jüngerer Vergangenheit, nicht machen wollen. Wir hatten zum Beispiel eine Rubrik bei den

„Ich rede gerne von Jesus Christus, der sich geopfert hat und der alle Schuld auf sich genommen hat, und ich nehme dieses Geschenk wirklich dankend an.“

Dreisten Dreien, die hieß „Der durchgeknallte Pfarrer“. Das kam mir schon immer ein bisschen spanisch vor, dass wir da vor dem Altar rumgetanzt sind und Lieder gesungen haben, die überhaupt nichts mit der Kirche zu tun hatten. Irgendwann kam meine Großmutter auf mich zu und sagte: „Sag mal, ich weiß nicht, ob du's weißt, aber es gibt durch-

aus Menschen, die sich dadurch auf den Schlips getreten fühlen. Versuch doch einfach mal, das nicht zu machen.“ Ich habe das bei meinem Chef durchgesetzt, und dann wurde tatsächlich diese Rubrik bei den Dreisten Dreien eingestellt.

Ich bekam dann eine neue Rubrik, die hieß „Die durchgeknallte Transe“. Das fand meine Großmutter auch nicht so toll.

Und Sie?

Mir hat's Spaß gemacht.

Wie ist das mit Gags, die sich gegen den Islam richten?

Ich würde es bevorzugen, keine Sketche gegen den Islam zu machen, einfach weil ich Angst habe. Weil ich vermute, dass mir das krumm genommen wird.

Wer hat mehr Humor? Gott oder Sie?

Gott auf jeden Fall. Immer wenn ich mir was einfallen lasse, wenn ich irgendwelche Pläne mache, lacht er sich schief. Das erinnert mich daran, dass ich nicht alles alleine schaffe. Dass er immer noch da ist und letztendlich den Lösungsschlüssel hat.

Wie reden Sie mit Gott?

Wenn ich mal einen besonderen Wunsch habe, dann sage ich: „Herr, du weißt jetzt ganz genau, wie ich es gerne hätte. Aber mach du es bitte am Ende des Tages so, wie du es für richtig hältst.“ Punkt. ■

Lesen Sie das vollständige Interview auf pro-medienmagazin.de:bit.ly/Majowski



Für die Bratschenstudentin Miriam Barth ist Musik das schönste Wunder von Gott

Foto: privat

Mit Rad und Bratsche gegen Menschenhandel

750 Kilometer und sieben Konzerte: Miriam Barth ist mit Fahrrad und Bratsche den Rhein entlang gefahren und hat Konzerte gegeben. Die 22-Jährige sammelt Geld gegen Menschenhandel. | von JONATHAN STEINERT

Irgendwo zwischen Koblenz und Bonn. Es regnet in Strömen. Auch die zweite Regenjacke von Miriam Barth kann dem Nass von oben nicht standhalten. Nach ein paar Stunden auf dem Fahrrad ist die junge Frau völlig durchnässt. Die Versuchung ist groß, in den Zug einzusteigen, an dessen Gleisen sie die ganze Zeit entlangfährt. Aber sie will es schaffen. Noch zwanzig Kilometer, noch fünf. Bis Bonn bleibt sie im Sattel. Nur für den letzten Abschnitt bis zum Etappenziel nach Köln nimmt sie dann doch die Bahn, denn es ist weiter als gedacht. Dafür würden ihre Kräfte nicht mehr reichen.

Zwei Wochen ist Barth insgesamt mit ihrem roten Fahrrad und ihrer Bratsche unterwegs. Sieben Konzerte gibt die 22-jährige Musikstudentin in dieser Zeit entlang des Rheins. Bach und Hindemith spielt sie, dazwischen hält sie ein kurzes Referat über Menschenhandel und Zwangsprostitution in Deutschland. Bei manchen Auftritten sind noch andere Künstler dabei. In Karlsruhe berichten auch Mitarbeiter der Menschenrechtsorganisation „The Justice Project“, die sich um Prostituierte kümmern, von ihrer Arbeit. Den Erlös der Konzerte spendet Barth dem Bündnis „Gemeinsam gegen Menschenhandel“.

Tour gegen das Unrecht

Eine mehrtägige Fahrradtour während der Semesterferien zu machen, hatte sie schon länger vor. Dass daraus eine Benefizkonzert-Tour wird, ist eine spontane Idee. „Irgendwie war sie einfach da und ich möchte sie durchziehen“, schreibt sie in ihrem Blog, den sie extra dafür angelegt hat. Sie möchte einen Beitrag dazu leisten, das Leben von Menschen, „die es nicht so gut erwischt haben wie ich, ein kleines bisschen lebenswerter zu machen“. Auf das Thema Menschenhandel ist sie im vergangenen Jahr bei der Konferenz der Deutschen Evangelischen Allianz in Bad Blankenburg aufmerksam geworden. Für sie ist Menschenhandel „ein himmelschreiendes Unrecht“, das „vor unserer Haustür passiert“.

Barth stellt eine Powerpoint-Präsentation zusammen, die sie dann während ihrer Konzerte zeigt. Sie schreibt verschiedene christliche Gemeinden in Städten am Rhein an, ob sie die Aktion unterstützen und Räume zur Verfügung stellen würden. Dabei bekommt sie nicht nur zustimmende Rückmeldungen. Manche halten ihr Vorhaben für zu groß und die Zeit für zu kurz. Für sie selbst ist es auch eine Herausforderung, denn eigene Kon-

zerte hat sie noch nie organisiert. Neben den Terminen und Orten, die zu klären sind, muss sie auch die Presse informieren und sich um die Werbung kümmern. Ein Freund gestaltet Plakate dafür, die sie mit der Post an die Konzertorte schicken lässt.

Und dann geht es Ende Juni los. Start ist im schweizerischen Sion im Wallis, wo Barth an der Musikhochschule studiert, ihr letztes Ziel ist Düsseldorf, gut zwei Wochen später. In den Gepäcktaschen hat sie nur das Nötigste: eine kurze und eine lange Hose, ein paar Wechselsachen, Schlafsack sowie Kleid und Schuhe für die Auftritte. Die Bratsche nimmt sie auf den Rücken. Sie hatte sich die Tour ganz entspannt vorgestellt: einfach nur fahren und spielen. Aber es ist anstrengender als gedacht. Denn auch zwischendurch gibt es viel zu organisieren und zu telefonieren. Und sie muss ihre Etappenplanung etwas verändern, weil sie nach dem zweiten Tag merkt, dass sie sich zu viele Kilometer für eine Strecke vorgenommen hat. Über Nacht schläft sie entweder bei Bekannten oder sie sucht sich vor Ort eine Unterkunft. Das ist nicht immer so einfach, wenn der Ort klein, die Preise hoch und der gefahrenen Kilometer schon viele sind. „Da habe ich ein paar Mal angefangen zu beten, dass ich was finde“, sagt sie. Letztendlich hat es auch immer geklappt.

„Musik ist das schönste Wunder“

Große Erwartungen zum Interesse an ihren Konzerten traut sie sich vorher nicht zu machen. Sie hofft, dass zumindest nicht weniger als 20 Besucher kommen und dass sie vielleicht 1.000 Euro sammelt. Am Ende hat sie immer zwischen 40 und 150 Zuhörer. Nur bei einem sehr kurzfristig terminierten Konzert sind

es weniger als die erhofften 20. Wie viel Geld sie eingespielt hat, wird sie in den kommenden Tagen erfassen. Sie schätzt, dass es bis 2.000 Euro sind, auf jeden Fall mehr als erwartet. Die Rückmeldungen der Besucher sind durchweg positiv. Viele hätten noch nichts vom Thema Menschenhandel gehört und wollten sich, angeregt durch Barths Initiative, damit beschäftigen, erzählt die Musikerin. Andere hätten sich schon länger damit beschäftigt. Von ihnen habe sie noch vieles darüber lernen können. Ihre Vorträge seien mit jeder Station immer umfassender geworden.

Barth habe selbst eine bessere Vorstellung davon bekommen, wie Menschenhandel hierzulande aussieht: „Ich habe immer gedacht, da wird jemand gekidnappt und eingesperrt.“ Jedoch würden viele Frauen so manipuliert, dass sie freiwillig mitkommen und sich auf den Strich zwingen lassen. Manch ein Mann spiele einer Frau eine Liebesbeziehung vor und fordere dann von ihr, sich ihm zuliebe zu prostituieren. „Das ist so gewieft und listig und kompletter Betrug“, sagt Barth.

An den Fingern von Barths linker Hand, mit denen sie die Saiten ihrer Bratsche drückt, löst sich die Hornhaut. Am Hals hat sie, wie viele Musiker, die ihr Instrument unters Kinn klemmen, einen dunklen Hautfleck. Im nächsten Jahr macht sie den Bachelor-Abschluss auf der Bratsche. Musik ist für sie „das schönste Wunder überhaupt und es kommt alles von Gott“. Über ihre Tour resümiert sie: „Ich bin sehr froh, dass ich es gemacht habe.“ Sie habe viele verrückte Ideen und nur selten setze sie diese dann auch um. Diesmal hat sie es durchgezogen. Noch ist kein neues Benefiz-Projekt geplant. Aber vorstellen kann sie es sich. Ob mit Fahrrad oder ohne – mal schauen ... ■

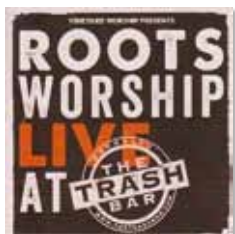


Mit ihrem Instrument auf dem Rücken radelte Miriam Barth von der Schweiz bis nach Düsseldorf am Rhein entlang und gab Benefizkonzerte

Foto: Mario Seemann

Musik, Bücher und mehr

Aktuelle Veröffentlichungen, vorgestellt von der pro-Redaktion



Worship im Country-Stil

Die Gruppe Vineyard Worship kombiniert auf ihrem neuen Live-Album „Roots Worship: Live at the Trash Bar“ traditionelle amerikanische Volksmusik mit den Inhalten der Worship-Musik. So sind die Songs, die von Gottes Liebe, seiner Größe oder dem Trost, den der Glaube spendet, handeln, von Folk, Country und Bluegrass geprägt. „Als drei [...] Künstler die Gemeinsamkeiten dieser Stile [...] erforschten, war ‚Roots Worship‘ geboren“, beschreibt die Lobpreis-Gruppe der amerikanischen Vineyard-Bewegung die Entstehung des Albums. Insgesamt kommt die Platte eher unaufgeregt und ruhig mit eingehenden Melodien daher. Wer klassische Lobpreis-Musik mal in einem anderen Gewand hören möchte und Country-Musik mag, dem wird „Roots Worship“ gefallen. | **SWANHILD ZACHARIAS**

Vineyard Music: „Roots Worship: Live at the Trash Bar“, SCM Hänssler, 12,95 Euro, EAN 855481004012



Geheimnisse sind zum Lüften da

Die Buch- und Hörspielreihe „5 Geschwister“ aus den 80er Jahren ist ein Klassiker unter der christlichen Kinderliteratur. Nun sind die Pfarrerskinder vom Neckar in zwei neuen Hörspielfolgen gefragt: Einmal sollen sie Verstrickungen um einen Leuchtturm in Ostengland aufdecken und dann in Ägypten den Ursprung einer mysteriösen Krankheit ausmachen, die Mitarbeiter eines Archäologen bei Grabungsarbeiten befallen hat. Die Geschichten erreichen nicht die Tiefe der Originalfolgen, in denen die schicksalhafte Verwobenheit der Charaktere Größe und Tragik des Menschen auch Kindern plausibel machte. Traditionalisten werden sich jedoch freuen, dass das klassische Walkie-Talkie neben dem Handy seinen festen Platz bei der Lösung der Abenteuer behaupten konnte. Auch die hin und wieder etwas ungelenken Dialoge, die zum Charme der alten Folgen beitragen, sind erhalten geblieben. Und so hören wir, wie der jüngste Spross Alexander mit mittlerweile tiefer Stimme seinen Geschwistern halb jubilierend, halb dozierend mitteilt: „Das verspricht ein spannendes Abenteuer zu werden!“ Genau! | **DANIEL FRICK**

Tobias Schier, Tobias Schuffenhauer: „5 Geschwister – Im mysteriösen Leuchtturm“ / „5 Geschwister – Im verbotenen Grab“, Gerth Medien, jeweils 9,99 Euro, ISBN 4029856399669/4029856399676



Hillsong mit wenigen Überraschungen

„No Other Name“ ist eine typische Hillsong-Produktion. Inhaltlich ist das Album ein Plädoyer für Jesus als „Name über allen Namen“. Im Gegensatz zu vorherigen Alben klingen diese elf Songs aber fast zu ruhig und ähneln sich sehr. „Heaven and Earth“ ist das einzige der Lieder, bei dem es etwas rockiger zur Sache geht und bei dem „Ohrwurm-Potenzial“ vorhanden ist. Eingängig sind die Lieder in gewohnter Hillsong-Manier aber allemal. Sie bieten zwar wenige Überraschungen, stimmen aber anständig. Trotz allem ist „No Other Name“ schon jetzt die meistverkaufte CD in der Geschichte von Hillsong. In die amerikanischen Billboard-Charts stieg sie direkt auf Platz 13 ein. | **SWANHILD ZACHARIAS**

Hillsong Worship: „No Ohter Name“, Gerth Medien, 18,99 Euro, EAN 9320428279026



Authentischer Deutschpop

Sanften bis rockigen Deutschpop gibt es von der Bayreuther Band „Klangwerk“. Auf ihrer Debüt-Platte „Tausend Gesichter“ überzeugen die fünf jungen Männer mit authentischen Texten. Hier und da hat das Album ein bisschen Schulband-Charme, weil Silben teils zu lang gezogen werden. Eine Abwechslung sind „Klangwerk“ allemal: Sie sind keine glattgebügelt Profis, sondern bringen in den neun Liedern glaubhaft ihre Botschaft rüber. Highlights des Erstlingswerks sind das kraftvolle Lied „Ich lebe“ sowie der Titelsong „Tausend Gesichter“ mit seinen treibenden Beats. Eine Mischung aus Pop, Rock und Akustik mit Indie-Einschlägen. Hörenswert für alle Freunde deutscher, geerdeter Musik. | **MARTINA SCHUBERT**

Klangwerk: „Tausend Gesichter“, Maryroad Records, MP3-Download ab 7,99 Euro, EAN 4313042549915



Wenn Heilung ausbleibt

Normalerweise folgen Bekehrungsgeschichten einem ähnlichen Muster: Eine Person leidet unter einem großen Problem, sie bekehrt sich, alles wird gut. Der Seelsorger Reinhard Deichgräber hat ein ungewöhnliches Büchlein geschrieben, das vom Scheitern handelt und nicht vom Sieg. Dennoch ist es ermutigend. Deichgräber wirft einen Blick auf all jene, bei denen Beten nicht geheilt hat und die nicht am Ende ihres Lebens glücklich und zufrieden sind. Er schreibt über einen Mann namens Martin, der zeit seines Lebens an einer Essstörung litt. Mit 48 Jahren starb er, stark übergewichtig. Deichgräber ist überzeugt: Auch wenn ein Mensch fest im Glauben steht, kann es sein, dass er sein Leben lang bestimmte Schwierigkeiten nicht überwindet. Doch niemand sollte solch einem Menschen dessen Glauben absprechen, mahnt der Seelsorger. Das 64 Seiten dünne Büchlein ist eine Ermutigung, trotz, oder gerade weil es keine übliche rosarote Bekehrungsgeschichte enthält. |

JÖRN SCHUMACHER

Reinhard Deichgräber: „Nicht umsonst gelebt. Eine Stimme für die Gescheiterten“, Brunnen-Verlag, 4,95 Euro, ISBN 9783765554643

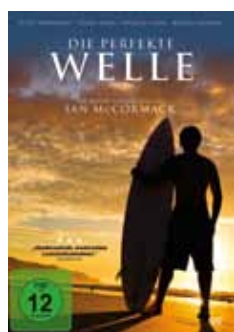


Pionier des Tourismus

Ein Reiseunternehmen zu gründen war nie das Ziel von Thomas Cook. Im England des 19. Jahrhunderts kämpfte der Baptistenprediger gegen den Alkoholismus, der in der Arbeiterschicht verbreitet war. Als Temperenzler und damit Mitglied der Abstinenzbewegung hatte er dem Alkohol abgeschworen. Mit selbstorganisierten Reisen wollte er anderen Temperenzlern eine kurze Flucht aus dem Alltag ermöglichen. Damit und mit den zugehörigen Reise-Handbüchern legte er den Grundstein für Massentourismus und professionelle Reiseunternehmen. Trotz Cooks bewegtem Leben als Wanderprediger und Unternehmer kommt die 180-Seiten lange Biografie eher trocken daher. Fakten wechseln sich mit Daten und Jahreszahlen ab. Positiv: Am Ende findet sich eine Zeittafel mit einem Überblick über Cooks Leben. |

SWANHILD ZACHARIAS

Jörn W. Mundt: „Thomas Cook: Pionier des Tourismus“, UVK Verlagsgesellschaft mbH, 19,99 Euro, ISBN 9783867644969



Zwischen Leben und Tod

Surfer Ian McCormack, gespielt von Clint Eastwoods Sohn Scott Eastwood, sucht nach Freiheit und der einzigartigen Welle. Während eines Nachtauchgangs auf Mauritius wird er von einer giftigen Qualle genesselt – eigentlich ein Todesurteil. In einer Nahtod-Erfahrung spricht Gott zu ihm und lässt ihn wieder zum Leben erwachen. Der Film bleibt trotz des besonderen Lebenswegs weitgehend flach. Schade, denn die Geschichte ist packend, das Drehbuch beruht auf wahren Begebenheiten. Der fehlende Tiefgang ist wohl der zeitlichen Einteilung geschuldet. Zwei Drittel des Films drehen sich um das süße Surferleben. „Die perfekte Welle“ ist ein Sommer-Film mit gechillter Musik und christlichem Touch. Die Surfkomponente gepaart mit den Meeresaufnahmen lässt ihn aus dem typischen Raster christlicher Filme fallen. Wenn auch das Skript nicht ganz überzeugt, die grandios inszenierten Landschaftsaufnahmen tun es. |

MARTINA SCHUBERT

„Die perfekte Welle“, 87 Minuten, FSK 12, Gerth Medien, 14,99 Euro, EAN 4051238024043



Neue Männer braucht das Land!

In sieben Kurzbiografien stellt Eric Metaxas Männer aus Politik, Kirche und Sport vor, von Martin Luther bis Papst Johannes Paul II. Sie taugen seiner Meinung nach als Vorbild für echte Männlichkeit: Männer, die Verantwortung übernahmen, sich in den Dienst Gottes stellten und sich gegen Widerstände für Gerechtigkeit und andere Menschen einsetzten; die „um eines höheren Zieles willen“ auf persönliche Vorteile verzichteten. Dass die Auswahl der porträtierten Persönlichkeiten subjektiv ist und Metaxas offenbar von ihnen begeistert ist, scheint immer wieder durch. Mitunter geraten seine Beschreibungen etwas pathetisch, was zusammen mit der direkten Ansprache der Leser anstrengt. Die Biografien sind jedoch durchweg sehr beeindruckend. |

JONATHAN STEINERT

Eric Metaxas: „Sieben Männer, die Geschichte schrieben“, 264 Seiten, SCM Hänssler, 22,95 Euro, ISBN 9783775155076

Für alle Vorwärtsdenker

Das Christliche Medienmagazin pro

Denken Sie voraus – mit pro!

Das Christliche Medienmagazin pro berichtet über aktuelle Themen und Debatten. Wir liefern Ihnen Informationen und Argumente, die Ihnen helfen, sich zu orientieren – und mitzureden.

Lesen Sie pro als Magazin, auf Ihrem Tablet, jede Woche als pdf-Magazin per E-Mail oder online. **Kostenlos.**



pro MAGAZIN

Unser Magazin erscheint sechsmal jährlich für Sie – kostenlos.



pro TABLET MAGAZIN

Wischen statt Blättern – lesen Sie pro auch auf Ihrem Tablet. Laden Sie die pro-App im AppStore oder bei GooglePlay.



pro ONLINE

Lesen Sie unsere Nachrichten und Berichte täglich aktuell im Internet auf: pro-medienmagazin.de



pro KOMPAKT

proKOMPAKT liefert Ihnen jeden Donnerstag die Themen der Woche per E-Mail auf Ihren Bildschirm.



pro VIDEO

Sehen Sie ausgewählte Interviews und Berichte auch als Video. pro-medienmagazin.de/provideo



pro-medienmagazin.de | Telefon (0 64 41) 91 51 51

pro
Christliches Medienmagazin